

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 15.

Gottschee, am 4. August.

Jahrgang 1907.

Innere Friede.

Umsonst suchst du des Guten Quelle
Weit außer dir, in wilder Lust;
In dir trägst Du Himmel oder Hölle
Und deinen Richter in der Brust.

Rein Gold ersetzt den innern Frieden,
Nicht Macht, wärst du auch Königen gleich;
Ist dir Genügsamkeit beschieden,
Dann bist du glücklich, bist du reich.

Der „Syllabus“.

Immer ergreifend, so oft sie auch ge-
lesen oder zitiert werden, sind die Worte
des Weltheilandes zu Petrus:

„Du bist Petrus und auf diesen Felsen
will ich meine Kirche bauen, und die
Pforten der Hölle werden sie nicht über-
wältigen.“

Hundertmale hat seither Petrus durch
den Mund der Päpste den Ansturm der
Irrlehren zurückgewiesen. Durch alle
Jahrhunderte hat sich die katholische Kirche
als der Hort des wahren Glaubens, als
die Säule der Wahrheit erwiesen, als
jene Säule, die den Maßstab bilden muß
für die Wahrheit jeder Lehre auf dem
Gebiete der Religion und Sittlichkeit. Ein
jeder Papst ist als Nachfolger Petri ein
solcher Felsenhort und Felsenhorst der
göttlichen Wahrheit, den der schäumende
Sticht der wie Ebbe und Flut wechselnden
Tagesmeinungen nicht erreichen und be-
schmutzen kann.

Es sind nun eben 4 Jahre, seit ein
neuer Nachfolger des Felsenmannes auf
Petri Behrnhöhe sitzt. Die törichte Welt
hatte sich mit der Hoffnung getragen, daß
Pius X. sich mit dem modernen Zeitgeiste
mehr befreunden werde als sein Vor-
gänger. Er aber hat soeben die Welt

belehrt, daß die Kirche wohl jedem wahren
Fortschritte freundlich gegenübersteht, aber
jeden religiös-sittlichen Irrtum, mag er
noch so schön wissenschaftlich frisiert und
parfümiert auftreten, unnachsichtlich
zurückweist.

Wie einst sein großer Vorgänger Pius IX.
den sogenannten „Syllabus“ im Jahre
1864 veröffentlicht hat, worin 80 der
bedeutendsten modernen Irrtümer auf
religiös-sittlichem Gebiete verurteilt wurden,
so hat nun auch Pius X. eine Reihe
irriger Anschauungen und Behauptungen
als unchristlich und dem wahren katholi-
schen Glauben zuwiderlaufend bezeichnet
und verurteilt.

Wie beim Syllabus Pius IX., so häumt
der stolze „Freisinn“ auch beim neuen
Syllabus Pius X. auf und schnaubt
wütend gegen Rom und die katholische
Kirche. Der Freisinn sieht im Syllabus
„eine Waffe im Kampfe gegen jeglichen
Kulturfortschritt,“ „eine Bedrohung der
Geistesfreiheit“ u. s. w.

Der Syllabus ist freilich eine Waffe,
aber eine Waffe zur Abwehr des Irrtums.
Denn was enthält der neue Syllabus?
Syllabus heißt Zusammenfassung von
irrigen Lehren. Der Papst hat nämlich
durch die römische Kongregation des hl.
Diziums 65 solcher moderner Irrtümer
zusammenstellen und jeden Katholiken da-
vor warnen lassen. Die meisten davon be-
ziehen sich auf die Auslegung der hl. Schrift;
also nicht etwa auf Naturgeschichte
oder Physik oder Himmelskunde oder
Geologie oder Medizin und Sprachwissen-
schaft. Die Wissenschaft, soweit sie nicht
den katholischen Glauben oder die Sitten

berührt, hat also vom Syllabus gar nichts
zu fürchten. Für jene Wissenschaftszweige
aber, wie Theologie, Bibelkunde, ist gerade
der Syllabus ein willkommener Wegweiser
für jeden Schriftausleger, daß er nicht
vom Wege der ewigen göttlichen Wahrheit
abweiche und in die bodenlosen Sümpfe
protestantischer Bibelkritik gerate, aus der
die giftigen Sumpflumen des modernen
Unglaubens in seinen verschiedenen Formen
wie Atheismus, Montanismus, Nationalis-
mus, Materialismus, Pantheismus und
religiöser Indifferentismus und Indi-
vidualismus hervortreiben.

Die Lehren gewisser Bibelausleger, die
im Syllabus verurteilt wurden, würde
jeder gebildete, im kath. Glauben und in
der hl. Schrift bewanderte Katholik auch
dann beurteilen, wenn der Syllabus
noch nicht erschienen wäre. Denn der
hl. Vater kann ja keinen neuen katholischen
Glauben lehren, als den er und die
Kirche von Petrus überkommen hat. Ja,
die menschliche Vernunft erkennt sofort die
Torheit gewisser Irrtümer moderner Philo-
sophen, welche z. B. behaupten: „Die
Wahrheit ist nicht unveränderlich,“ oder
„Die Kirche steht den Naturwissenschaften
und theologischen Wissenschaften feindlich
gegenüber.“

Treffend bemerkt zu diesen beiden Sätzen
des Syllabus (57 und 58) ein weltlicher
Gelehrter und Universitätsprofessor in
Prag, Dr. Vondensfeld:

„Die Wahrheit ist, sei es, daß man damit
etwas Kirchliches oder etwas anderes meint,
unbedingt etwas Absolutes und kann sich als
solches weder verändern noch entwickeln. Vom
rein naturwissenschaftlichen (voraussetzungs-
losen) Standpunkt billige ich daher die

Verwerfung dieses Satzes vollkommen.“

„Als voraussetzungsloser Naturforscher drücke ich meine Freude darüber aus, daß der Papst in diesem Syllabus den Anwurf, die (katholische) Kirche stünde dem Fortschritt der Wissenschaft feindlich gegenüber, zurückgewiesen hat. Für mich persönlich hat es einer solchen Erklärung allerdings nicht bedurft, denn mir hat, obwohl ich die Ergebnisse meiner voraussetzungslosen Forschung stets frei, offen und ohne irgendwelchen Rückhalt veröffentlicht habe, die katholische Kirche nie das geringste Hindernis in den Weg gelegt — im Gegenteil! Mir sind die Katholiken stets gütiger und liebevoller entgegengekommen, als ich es verdiene.“

Der kath. Christ, der sich nicht von den Schlagworten und Verdrehungen der Kirchenfeinde betören läßt, erkennt im Syllabus, von dem jetzt soviel in den Zeitungen zu lesen ist, nichts anderes als die Stimme Petri, der durch den Mund Pius X. wieder eingeschärft hat, was er in seinem Briefe schrieb, „daß keine Weissagung der Schrift Sache eigener Auslegung ist“, sondern Sache des kirchlichen Behrantes. Mögen aber die Gegner noch so wüten gegen den alten und neuen Syllabus, sie werden das Papsttum nicht zum Schweigen bringen und sie werden die Säule der Wahrheit nicht umzuwerfen vermögen, sie werden mit allem Klügeln vom felsenfesten Behrgebäude der katholischen Kirche kein Steinchen abbrechen können. Auf neue religiöse Zeitirrtümer folgt ein neuer päpstlicher Syllabus.

Eine Bitte.

Nicht um Reichtum,
Nicht um Ehre
Bitt ich, Gott im Himmel, dich;
Wenn ich Weltbesitzer wäre
Ohne Gott, wie arm wär' ich.
Weisheit gib dich zu erkennen,
Nur ein kindlich frommes Herz,
Darf dich freudig Vater nennen,
In der Freude wie im Schmerz.

Katholiken Oesterreichs!

Der V. allgemeine österreichische Katholikentag, dessen glänzender Verlauf noch in unser aller Erinnerung lebt, hat einen bedeutenden Fortschritt in der katholischen Bewegung gebracht; er hat vor allem die Einigung der Katholiken Oesterreichs in der Zentralorganisation hergestellt; ihr dankt es Oesterreich, daß die heftigen Anstürme der Glaubensgegner auf die Festigkeit des Gebandes, des religiösen Unterrichts in der Schule kräftigem Widerstand begegnet sind; daß die Durchführung der antichristlichen Pläne der Gottesleugner und Freimaurer noch nicht zur Wirklichkeit geworden sind!

Wir dürfen indessen nicht übersehen, daß die Entchristlichung des Vaterlandes nur aufgehalten, nicht abgewendet ist; der unerwartete Widerstand des katholischen Volkes hat die Gegner nicht entmutigt, nicht entwaffnet, im

Gegenteile, offener und unverhüllter als vorher bekennen sie ihre religions- und vaterlandsfeindlichen Absichten.

Unleugbar stehen uns schwere Zeiten, arge Kämpfe bevor; das Beispiel des Kulturkampfes ist gegeben, der Schlachtrupf auch in Oesterreich ausgestoßen und es ist die heilige Pflicht des katholischen Volkes, sich nicht vor den drohenden Gefahren zu beugen, sondern seine höchsten, heiligsten Güter, den Glauben, das Festhalten an der katholischen Kirche und dem Stellvertreter Christi auf Erden mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen, den aufgedrungenen Kampf aufzunehmen! Um aber diesen heiligen Krieg mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen, müssen wir in Befolgung des Wortes: „Bete und arbeite!“ uns nicht nur des Beistandes von oben versichern, sondern auch unsere Waffen schärfen, um sie dann auch zu gebrauchen!

Die am letzten Katholikentag beschlossenen Maßnahmen haben sich als geeignet erwiesen, bedürfen aber noch der Verbesserung und Ausgestaltung; das noch sehr locker um die katholischen Völker Oesterreichs geschlungene Band der Organisation bedarf der Festigung, soll es gelingen, den geeinten Feinden erfolgreich Widerstand zu leisten; katholische Presse und Literatur bedürfen weiterer Ausgestaltung, die Abwehr der „Los von Rom“-Bewegung der Aufklärung, die Schulfrage der näheren Erörterung.

Die Delegierten der österreichischen Diözesen haben einmütig die Abhaltung des nächsten Katholikentages für den Herbst 1907 bestimmt, und das mit der Vorberatung betraute Komitee ist dieser Bestimmung gehorsam nachgekommen, und wurde festgesetzt, daß die Tagung am 16. November dieses Jahres beginnen und bis zum Abend des 19. dauern solle.

Der Katholikentag wird im allgemeinen den Charakter des letzten tragen, doch soll die Zahl der zu beratenden Gegenstände eingeschränkt, dagegen vor allem den wichtigsten Fragen Rechnung getragen und eine desto größere Beratungszeit eingeräumt werden.

Wir laden also die Katholiken aller Kronländer, Diözesen und Sprachen herzlichst ein, sich an der bevorstehenden Generalversammlung zu beteiligen, die ja nicht nur eine Rundgebung unverbrüchlicher Treue gegenüber Thron und Altar bedeuten, sondern vor allem der Förderung des praktischen Christentums dienen soll.

Möge der heilige Geist die Vorbereitung und Tagung mit seinem göttlichen Beistande leiten und die Helferin der Christen sie unter ihren mächtigen Schutz nehmen!

[Folgen die Unterschriften des Komitees.]

Zwei Augen.

Zwei Augen hat die Seel':
Eins schauet in die Zeit,
Das and're richtet sich
Hin in die Ewigkeit.

Das Auge, das nur hier
Das Glück zu schauen meint,
Es irrt von Punkt zu Punkt,
Und flieht enttäuscht und weint.

O möchte immerdar
Recht hell und klar und rein
Der Seele Augen stets
Auf Gott gerichtet sein.

Frisch ans Werk!

Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die christliche Volksorganisation eine der unerläßlichsten Aufgaben sowohl des Priesters wie auch der dem Vatikanstande angehörenden Führer des christlichen Volkes ist.

In Deutschland, in der Schweiz, in Belgien, in Amerika hat man dies längst erkannt und große katholische Organisationen geschaffen Auch in Oesterreich und ebenso in Ungarn arbeiten wackere Männer seit Jahrzehnten an der unpolitischen und politischen Organisation der Volksmassen auf dem Boden des Christentums. Aber die Sozialdemokratie hat trotzdem große Massen an sich gerissen, wie die letzten Reichsratswahlen in sprechenden Ziffern dargetan haben. Wollen wir nicht das christliche Volk der Sozialdemokratie preisgeben, dann müssen wir alle noch Gutgesinnten christlich organisieren.

Treffliche Worte hat soeben Bischof Dr. Doubrava von Königgrätz in seinem Hirtenbriefe geschrieben, worin er einen Rückblick auf die erfreulichen Erfolge der Katholikenorganisation in seiner Diözese bei den letzten Reichsratswahlen gibt und der Führer des katholischen Volkes hiebei rühmend gedenkt. Er schreibt sodann:

Indem ich hiemit diesen verdienten Männern meinen innigsten Dank ausspreche, hege ich zugleich für die Zukunft die zuversichtliche Hoffnung, daß das leuchtende Beispiel der vollführten Arbeit mächtig auf alle jene einwirken wird, die bisher — vielleicht aus Mangel an Zuversicht — der Organisation mehr oder weniger fern standen, oder ihr nicht mit jenem Feuer nachgingen, wie sie und deren Zwecke verdienen.

Ich spreche da von der Zukunft; denn sie soll, sie muß unserer heiligen Sache gehören. Um zu dieser sozialen Entwicklung nach Kräften beizutragen, dürfen wir bei der bereits begonnenen Arbeit nicht auf halbem Wege stehen bleiben; die katholische Organisation muß immer weitere Kreise ziehen; der Prozeß der Scheidung der Geister muß sich weiter entwickeln. Es muß weiter gestrebt, weiter organisiert, weiter aufklärend gewirkt werden.

Mein Mahnruf ergeht zunächst an Euch, ehrw. Brüder, die Ihr in den Eurer Sorge anvertrauten Gemeinden von Rechts wegen Hirten und Führer des gläubigen Volkes seid. Euer Seelsorgspflicht, zu predigen, Sakramente zu spenden und zu führen, ist heutzutage infolge der ganz eigenartigen Zeitverhältnisse um eine neue Sorge erweitert, nämlich durch die Aufgabe, das katholische Volk katholisch zu organisieren.

Man möchte gegnerischerseits gern diese Tätigkeit des Klerus mit dem Einwande lahmlagen, daß der Priester nicht dazu da sei, um Politik zu treiben, vielmehr müsse er über den Parteien stehen, um bei allen Vertrauen zu haben und in dem allgemeinen Kampfe beschwichtigend und versöhnend zu wirken. — Gewiß, dieses Pflichtgefühl haben wir alle. Doch um dem Friedenswerke förderlich zu sein, haben wir kein geeigneteres Mittel, als gerade die katholische Organisation, welche das Volk den zerfetzenden Einflüssen der Umsturzideen zu entrücken und das soziale Leben auf die Grundlage der katholischen Grundsätze zu stellen hat, jener Grundsätze, die im Geiste des Friedensfürsten Jesu Christi der Welt und der Menschheit die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vermitteln und bewahren können. Ist aber dies der Zweck und das Wesen der katholischen Organisation, so sind wir kraft unseres priesterlichen Berufes naturgemäß berufen und darnach auch befugt, uns in den Dienst dieser Organisation zu stellen, ohne den Vorwurf verdiensterweise befürchten zu müssen, daß wir Störenfriede sind und aus dem Gebiete unserer Berufspflicht hinaustreten.

Doch meine Bitte gilt nicht bloß dem Klerus, sondern auch dem gläubigen Volke meiner Diözese. Auch von Euch, geliebte Diözesanen, erwarte ich, daß Ihr im richtigen Verständnisse der Tragweite, welche die katholische Organisation für das Gemeinwohl hat, Euch an begeisterte Vorkämpfer derselben anschließen und vereint unter der Fahne unserer katholischen Grundsätze den Ansturm der Feinde mutig zurückschlagen werdet. . . ."

Wöchten diese herrlichen Bischofsworte überall dort gehört und beherzigt werden, wo noch wenig oder garnichts für die kath. Volksorganisation getan wurde. Darum gründet kath. Volks-, Arbeiter-, Gesellen-, Jünglings-, oder Burschenvereine, werbet Mitglieder für die politischen christlichen Organisationen, für die christlichen Berufsvereine wie christlichen Bauernbünde, christlichen Gewerkschaftsvereine und Standesvereine!

Organisation und Presse sind die beiden Flügel der großen christlichen Armee, und das Heeres-Zentrum, an das sich christliche Organisation und Presse anschließen müssen, ist die katholische Kirche. Diese drei müssen den großen Kampf des Christentums mit dem Antichristentum ausfechten. Wer als guter Christ gelten will, muß sich da in Reih und Glied stellen und auch in der christlichen Volksorganisation seinen Mann stellen. Also frisch ans Werk.

Zeitgeschichten.

— Eine tapfere Frau. Kürzlich beging in Newyork die Leuchtturmwärterin Ida Lewis ihr vierzigjähriges Dienstjubiläum. Sie hat während dieser Zeit 18 Menschen vom Tode in den Wellen gerettet und ist dadurch eine der berühmtesten Frauen Amerikas geworden. Als sie fünfzehn Jahre zählte,

wurde ihr Vater zum Leuchtturmfeuermeister ernannt, und alsbald bezog die Familie ihre Amtswohnung, das einsame Leuchthaus draußen im Hafen. Die kleine Ida, das älteste Kind ihrer Eltern, wurde rasch mit dem feuchten Element vertraut; alltäglich ruderte sie ihre Geschwister hinüber zum Festland, und allabendlich holte sie mit ihrem Boot die Kleinen wieder von der Stadt ab. Schnell sollte sie durch eine entschlossene Rettungstat bekannt werden. Vier junge Leute, Kinder angesehener Newyorker Familien, kletterten mit ihrem Boot, und ihre Verzweiflungsrufe drangen bis zum Leuchthaus. Sofort fuhr Ida Lewis mit ihrem Boot heraus und unter furchtbaren Anstrengungen gelang es dem Mädchen, alle vier im letzten Augenblick noch dem Tode zu entreißen. Mit achtzehn Jahren übernahm sie die Wartung der Leuchtturmfeuer; ihr Vater war zum Krüppel geworden. 22 Jahre später belehnte sie der Kongreß definitiv mit dem verantwortungsvollen Posten, den sie noch heute, als 68-jährige, in voller Rüstigkeit versieht. Im Winter 1868, während eines furchtbaren Wirbelsturmes, gelang es ihr, zwei Soldaten zu retten, deren Boot in der Nähe des Leuchthauses umgeschlagen war. Auf der waghalsigen Fahrt fand ihr Bootsmann den Tod in den Wellen, allein das kühne Mädchen schreckte nicht zurück, es gelang ihr, die Körper der Bewußtlosen ins Boot zu zerren, wieder zurückzurudern und schließlich wieder ins Leben zurückzurufen. Viele Medaillen und Ehrenzeichen, Diplome und Geschenke schmücken heute das bescheidene Heim dieser Frau, die 18 Menschenleben gerettet hat und noch heute still und zurückgezogen mit einer starken Abneigung gegen alle Ruhmesworte unentwegt ihre harte Pflicht erfüllt.

— Bauer und Automobilist. In seinem Tagebuche erzählt Peter Rosegger über ein Vorkommnis, wie ein Automobilfahrer einem schlichten Bauersmann aufgefressen ist. Er schreibt: Das hat ein alter Bauer in meiner Heimatgegend besser gemacht als wir andern, die wir fluchen und schimpfen, wenn uns auf der Straße ein Autler belästigt. Dieser Bauer stapft in seinem Sonntagegewand würdevoll auf der kotigen Straße dahin, da sieht er vor sich ein Automobil daherrausen. Rasch hebt er seinen Regenschirm und winkt mit aller Lebhaftigkeit, der Mann solle halten. Der Autler denkt, er werde auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, nimmt ein sehr langsames Tempo an und hält bei dem Bauern, um zu fragen, was los sei. „Ah, weiter nir“, sagt der Alte, „ich tu mich halt schön bedanken, daß der Herr so langsam vorbeifahrt, sonst wäre mein Gewand wohl gar abscheulich angespritzt worden. So und jetzt kann er schon wieder weiterfahren.“ Sagts und stapft würdevoll wegs hin, während der Autler natürlich „Dummer Bauer!“ brummt, dieweilen ihm einfällt: Er ist eigentlich klüger als andere.

— Teilung eines Riesenvermögens. Das ungeheure Vermögen des amerikanischen Millionärs Vanderbilt soll im August, dem Zeitpunkt, an dem Miß Gladys Vanderbilt

majorenn wird, verteilt werden. Großartige Festlichkeiten sollen aus diesem Anlaß in der Villa ihrer Schwägerin, Mrs Alfred Gynne Vanderbilt zu Newport, gefeiert werden. Miß Gladys Vanderbilt erhält 50 Mill. Mark ausgezahlt und wird die reichste heiratsfähige Erbin in Amerika. Sie ist eine Tochter des verstorbenen Cornelius Vanderbilt, von dem sie 40 Millionen erbt, während der Rest von ihrer Mutter stammt. Cornelius Vanderbilt jun., der älteste direkte Erbe, wurde vom Vater enterbt, weil er Miß Grace Wilson, die Tochter eines bekannten Newyorkers, gegen seinen Willen heiratete. Er und seine Gattin haben ein mäßiges Einkommen. Der jüngste Sohn Reginald erbt ungefähr 10 Millionen Mark. Mrs. Payne Whitney, die älteste Tochter, erhält etwas weniger als diesen Betrag. Der zweite Sohn Alfred Gynne Vanderbilt, das Haupt des jüngeren Zweiges der Familie, erhält die Hälfte der verbleibenden Erbschaftsmasse und die andere Hälfte bei Erreichung des Alters von 35 Jahren; der auf ihn insgesamt entfallende Betrag wird auf 125 Mill. geschätzt.

— Die 5. Klasse. Von einem heiteren Intermezzo auf einer reichsdeutschen Bahn berichten Reisende. In Herdecke löste ein altes Mütterchen ein Billet 4. Klasse. Nachdem ihr ein Bahnbeamter auf die Frage, wo denn die 4. Klasse sei, erwidert hatte, „ganz am Ende des Zuges“, schritt unser Mütterchen schnurstracks auf den allerletzten Wagen zu und erklimm das Bremserhäuschen. Sie fühlte sich dort oben anscheinend ganz wohl; nur wollte es ihr nicht gefallen, daß der Schaffner nicht kam und die Tür zumachte. Auf ihre Ruße entdeckte ein Beamter endlich den „hohen Passagier“. „Nun, was machen Sie denn da oben?“ — „Die Tür geht nit zu“, war Mütterchens Antwort. Mit schwerer Mühe gelang es, Mütterchen klar zu machen, daß sie irrtümlicherweise die 5. Klasse benutzen wollte.

— Elektrischer Schlag durch die Drachenleine. Ein 13-jähriger Knabe ließ auf einem Fahrdamm in Berlin einen Drachen steigen und benutzte eine mit Gold durchwirkte Schnur. Plötzlich bekam das Kind ein elektrisches Schlag und wurde dadurch zu Boden geschleudert. Die Drachenleine war mit dem Leitungsdraht der elektrischen Straßenbahn in Berührung gekommen und hatte einen Teil des Stromes abgeleitet. Der Knabe erlitt schmerzhaften Brandwunden an den Händen und außerdem durch den Sturz eine schwere Kopfverletzung.

— Mehr Glück als Verstand. Ein vom Urlaub zurückkehrender Soldat des preussischen Infanterie-Regimentes Nr. 144 fiel in der Betrunktheit bei Derantles-Ponts aus dem fahrenden Eisenbahnzug und blieb mehrere Stunden auf dem Geleise schlafend liegen. Trotz des überaus lebhaften Verkehrs, der auf jener Strecke herrscht, blieb der Mann völlig unverseht.

Magdalenens Tochter.

Novelle von Hedwig Berger.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Franz Schmitt ist mein Vetter“, erwiderte Frau Weillbacher etwas zögernd.

„Ach so — ich verstehe! Alte Liebe rostet nicht!“ Ein spöttisches Lächeln umspielte den Mund des Sterbenden. „Susanne mag sich trösten, mir ist es nicht besser ergangen als ihr. Man hat mich geheizt von einem Ort zum andern, und nur im Glase fand ich Trost für die häßlichen peinlichen Gedanken. Erst im Wein dann im Brantweinglase . . . Und so sank ich tiefer und tiefer, bis ich hier landete. Ich wollte wissen, was aus meinem Kinde geworden — Ich hoffte auch Franz Schmitt werde den Vater seiner einstigen Geliebten nicht ohne alle Mittel lassen.“

„Kommt auf den Leichenraub“, mahnte Babette, ungeduldig, denn sie fürchtete gleich ihrer Herrin die Kräfte des Sterbenden könnten versagen.

„Ja so nun ja, ich war es, der die Leichen bestahl, nicht Susanne. Ich hatte die Totengräberstelle in Meeritz nur angenommen um diesen Erwerb zu haben. Samuel Molenstock in Budburg kaufte mir die Sachen ab — er zahlte übrigens sehr elend. Susannens Eitelkeit verriet mich endlich. Sie hatte den Schmuck der Mühlbäuerin in meiner Truhe gefunden, ihn für den ihrer Mutter gehalten, und sich damit zum Tanze geschmückt.“

Erschöpft hielt er inne.

„Wie kam aber dann die Strafe auf sie?“ forschte Helene.

„Sie hatte es mir selbst angeboten, dieselbe für mich zu tragen, da sie Mitleid mit meinem Jammer hatte. Ich sollte in's Zuchthaus, ich, der einstige Oberleutnant von Hagen, das hätte ich nicht ertragen.“

„Aber Ihre Tochter mußte es ertragen“, sagte Helene fast feindselig.

„Würden Sie dieses Geständnis noch einmal vor Zeugen wiederholen?“

„Warum nicht? Es ist mir nun schon alles eins —“

Babette war bereits, ohne einen Wink ihrer Herrin abzuwarten, hinausgeschlüpft, und kehrte nach kurzer Zeit mit dem Gemeindevorsteher von Meeritz und zwei Zeugen zurück.

Der Erstere nahm das Geständnis Julius Hagens zu Protokoll. Tiefe Bestürzung malte sich dabei auf seinem verben ehrlichen Gesichte.

„Sie hatten doch recht, Frau Weillbacher“, sagte er, als ihn Helene hinausgeleitete, „und wir sind blind gewesen.“

„Herr Vorsteher, ich gebe sonst nichts auf Ahnungen, aber diese Stunde fühlte

ich voraus. Ich wußte Susannens Unschuld müsse sich noch heranzustellen.“ —

Gegen Morgen starb Julius Hagen. Helene drückte ihm die Augen zu. Ihr übertrug er auch seine letzte Bestellung.

„Grüßen sie Susanne! Ich lasse Sie bitten mir zu verzeihen. Es ist ja wahr, ich bin feige gewesen, aber ich habe auch gebüßt. Mein Gewissen hat mich immer gequält“ . . .

Frau Helene hatte Susanne nicht an das Sterbelager ihres Vater gerufen. Einen Moment war sie wohl dazu entschlossen gewesen, aber sie verwarf den Gedanken wieder. Susanne konnte so schwer abkommen, und warum sollte sie den Vater in seiner Verkommenheit sehen? Es hätte ihr nur einen neuen Pfeil in's Herz gedrückt. Da war es besser, sie sah ihn erst wieder, wenn der Tod seinen mildernden verhüllenden Schleier über ihn gebreitet hatte.

Am frühen Morgen begab sich die junge Witwe hinüber in den Sonnenhof. Sie brachte es nicht über sich, noch länger fern zu bleiben, sie mußte es dem Vetter und der Freundin mitteilen, daß die trennende Schranke zwischen ihnen gefallen. Ob sie nicht bereits zu spät gefallen war? Ob der Sonnenbauer noch sein Glück genießen würde? Helene wußte, daß die alte Rosel vorgestern gestorben und auch bereits beerdigt worden war. Die Häufigkeit der Todesfälle gestattete ja nicht mehr, die Hingeschiedenen mit dem gewohnten Brunt zu bestatten, man mußte sie sang- und klanglos und ohne Aufschub in die kühle Erde betten. Aber sie hatte keine Nachricht wie es Franz gehe.

Bautlos trat sie in das Krankenzimmer.

Susanne bemerkte sie nicht sofort, denn sie saß mit dem Rücken gegen die Türe, und hielt ihre ganze Aufmerksamkeit ihren Pflegling zugewendet.

Franz schlief ruhig. Eine leichte Röte färbte seine Wangen, auf seiner Stirn standen kleine Schweißperlen, und seine Brust hob und senkte sich regelmäßig. Die kundige Frau warf nur einen Blick auf ihn und hätte aufjauchzen mögen: sie wußte, die Krisis war eingetreten, der Kranke gerettet.

Eben schlug er die Augen auf. Ein freudiges Leuchten brach aus ihnen, als sein Blick die Krankenwärterin traf.

„Susanne!“ sagte er leise.

Sie zuckte zusammen. „Ja, Franz, ich bin es!“

„Du bist bei mir, Du!“

„Ja, Franz, ich mußte dich ja pflegen.“

Er faßte ihre Hand und zog sie an seine Rippen. „Bin ich denn krank gewesen?“

Das Mädchen schwieg verlegen, da trat Helene rasch vor.

„Ja, Franz, du warst sehr krank, und nur Susannens aufopfernder Pflege dankst du dein Leben.“

„Mein Liebes Mädchen, wie soll ich dir danken?“ flüsterte der Kranke zärtlich.

„Du darfst dich nicht aufregen, Franz“, wehrte Susanne ängstlich. „Du mußt jetzt schlafen —“

„Aber du bleibst bei mir, immer, immer?“

Susanne blickte hilflos auf Helene, die denn auch wieder das Wort ergriff.

„Nein, Franz, Susanne geht jetzt nie mehr von dir! Ihr könnt Euch angehören, Kinder! Susannens Unschuld ist an den Tag gekommen.“

Das Mädchen sprang auf. „Was sagst du, Helene?“

„Dein Vater hat vor seinem Tode gestanden, daß du aus Liebe zu ihm die ehrenvolle Schuld auf dich genommen hast.“

„Mein Vater — tot?“ stöhnte das junge Mädchen.

„Du kannst deine Braut ruhig an dein Herz nehmen, Franz, sie ist rein wie der junge Tag.“

Ein seltsames Lächeln erschien auf den schmalen Lippen des jungen Mannes. „Meine Susanne, mein armes Liebes Mädchen, verzeih mir!“ stammelte er.

Frau Helene drückte ihn sanft aber entschieden in die Kissen zurück.

„Nun mußt du aber ruhen und schlafen, Franz, damit du bald wieder ganz gesund wirst. Dann wollen wir fröhliche Hochzeit halten, dann soll das Glück wieder auf dem Sonnenhof einziehen, ein volles ganzes Glück.“

Der Rekonvoleszent gehorchte der energischen Cousine willig. Susannens Hände fest in den seinen haltend, schloß er die Augen und schlief ein.

„Helene, mein Vater ist tot?“ hauchte Susanne.

„Ja. Er läßt dich grüßen und bitten ihm zu verzeihen. Bete für ihn, mein Kind, und dann vergiß die Vergangenheit. Ein neues Leben liegt vor dir.“

Frau Helene drückte einen Kuß auf die Stirn der Freundin, und schritt hastig hinaus. Sie fühlte, sie war mit ihrer Kraft zu Ende.

Schnellen Schrittes eilte sie ihrem Hofe zu.

„Gott hat mein Gebet erhört, ich durfte ihn seinem Glücke zuführen“, flüsterte sie, während ihr die hellen Tränen über die Wangen rollten. „Freilich auf eine andere Weise, als ich es einst erträumt. Doch was schadet das? Nicht jedem ist ein wahres echtes Herzensglück beschieden. Er

besteht es nun — was liegt dem gegenüber an mir? Pfui, Helene, Du weinst? Beneidest vielleicht gar die arme Susanne? Sie hat diese Stunde teuer genug erkaufen müssen. Und Du hast doch Deine Kinder, die Dein Glück verkörpern, hast dein schönes Anwesen, das Dir Arbeit genug bietet, in der Du vergessen kannst. Ist das nicht Sonnenschein genug? Tausend andere wären mit einem kleinen Teilchen davon zufrieden — und Du weinst! Pfui über Dich!

Und mit einer energischen Handbewegung wischte sie die Tränen aus ihren Augen, und öffnete, bereits wieder ein Lächeln auf den Lippen, die Türe zu ihrer Wohnung, in der sie ihre Kinder fröhlich herumtollen hörte.

Einige Wochen später war die Typhusepidemie in Meeritz erloschen. Und ein halbes Jahr später fand auf dem Althofe eine stille Hochzeit statt. Frau Helene spielte die Brautmutter, und war die Fröhlichste von allen.

Zeitgeschichten.

— **Unangenehme Verwechslung.** Unlängst führte der Ablöswächter in Burkersfeld bei Haid (Borarlberg) ein nettes Stücklein auf. Die Frau holte eine Waschküffel auf den Tisch und der Ablöswächter legte seine Kappe auch dorthin und legte sich nieder und schlief ein. Als ihn die Frau zum Dienst weckte, sprang er auf und nahm in seiner Schlafrunkenheit anstatt der Kappe die Schüssel mit dem Wasser und setzte sie auf, sodaß ihm das Wasser über den Kopf herabließ. Nun wird er wohl wach geworden sein.

— **Eine Hinrichtung durch Elektrizität.** Wie aus New-York berichtet wird, spielte sich eine entsetzliche Szene bei der Hinrichtung eines Mörders, namens H. Withe, im Staatsgefängnis zu Ohio ab. White war auf dem elektrischen Stuhl festgeschnallt und der Strom von 1150 Volt wurde eingeschaltet. Der erste Schlag tötete White nicht und die anwesenden Aerzte stellten fest, daß das Herz noch regelmäßig schlug; auch der zweite Schlag blieb erfolglos. Darauf wurde beschossen, einen dreifach stärkeren Strom anzuwenden. Als dieser eingeschaltet wurde, schlugen helle Flammen aus dem zuckenden Körper Whites hervor, und der Geruch verbrannten Fleisches füllte das Hinrichtungszimmer. Nach mehreren Sekunden wurde der Strom ausgeschaltet. Der Tod war nicht durch den elektrischen Schlag, sondern durch Verbrennen eingetreten. Auch die vielgeliebte „humane“ elektrische Todesart kann also recht grausam werden.

— **Der Pulverwagen.** Am Bahnhofe in Brünn langte mit einem Güterzuge ein Waggon mit Schießpulver an, vorschriftsmäßig adjustiert, plombiert und mit den nötigen Begleitdokumenten versehen. Man ließ den Wagen sofort aus der Wagenreihe des

Zuges abkoppeln und auf ein abgesondertes Gleis schieben. Dann wurde das Brünnner Platzkommando von der angelangten Waggon-sendung Schießpulver verständigt; es erschien ein Leutnant mit sechs Mann, welche die gefährliche Ladung die Nacht über nach Vorschrift bewachten. In weitem Umkreise durfte sich niemand mit einer brennenden Zigarre oder Pfeife dem Platze nähern. Am nächsten Tage sendete das Platzkommando eine Train-Abteilung mit einigen Wagen, um das Pulver abzuholen. Man untersuchte die Plomben, sie wurden unverletzt gefunden. Der Verschluß wurde geöffnet, und die Soldaten stiegen in den Waggon, um die Pulverfässer behutsam auszuladen. Die Fässer sahen aber durchaus nicht wie „Pulverfässer“ aus. Der Kommandierende der Abteilung schüttelte verwundert den Kopf und ließ den Deckel eines der Fässer — selbstverständlich mit der nötigen Vorsicht — abnehmen. Seine Zweifel waren berechtigt. Die Fässer dieses so sorgsam bewachten Waggons enthielten durchweg statt Schießpulver — böhmischen „Browidel“, zu deutsch Pflaumenmus! Nach der heiteren Ueberraschung gab es aber bei dem Bahnpersonal einen heillosen Schrecken. Alles begab sich sofort auf die Suche nach dem Waggon mit dem wirklichen Schießpulver. Der mußte doch angekommen sein, denn die Papiere waren in Ordnung. Nach langem Suchen hatte man ihn glücklich gefunden. Inmitten eines Lastzuges rollte der Waggon mit Schießpulver die ganze Nacht hindurch, während die Soldaten bei dem Waggon mit dem „Browidel“ die Wache hielten.

— **Warum er glücklich war.** Ein Herr Professor traf einen Juden, der recht vergnügt in die Welt blickte: „Mein guter Mann, Sie sehen so zufrieden aus, würden Sie mir wohl den Grund ihres Glückes angeben können?“ „Warum denn nicht,“ antwortete der Gefragte; „ich habe nämlich drei gute Dinge getan, und jeder Mensch, der drei gute Taten vollbracht hat, hat doch Grund, glücklich zu sein.“ „Sicher hat er das,“ sagte der Professor, „aber was sind das denn für drei gute Dinge, die Sie getan haben?“ „Na, als ich heute früh an der Kirche vorbei kam, stand dort eine arme Frau mit einem todkranken Kinde auf dem Arm und weinte zum Steinerweichen. Als ich sie nach der Ursache ihres Schmerzes fragte, sagte sie, ihr fehlten fünf Schilling, um den Arzt und die Medizin für ihr krankes Kindchen zu bezahlen. Ich hatte Mitleid mit ihr und gab ihr das einzige Pfundstück, das ich hatte, damit sie ihrem Kinde Medizin kaufen konnte. Den Rest sollte sie mir zurückgeben. Sie ging zur Apotheke und kehrte bald mit freudestrahlendem Gesicht zurück, gab mir 15 Schilling zurück und wünschte Gottes Segen auf mein Haupt. Ist das Grund genug, glücklich zu sein?“ „Das ist ja schön,“ sagte der Professor, „wie wars denn mit den andern beiden Gründen?“ „Mit den anderen?“ fragte der Mann. „Das ist alles.“ „Sie sagten aber doch, sie hätten drei gute Taten vollbracht.“ „Na, das sind sie doch Erstens trocknete ich die Tränen des armen Weibes,

zweitens rettete ich das Leben des Kindes und drittens bekam ich 15 echte Schillinge für ein falsches Pfundstück. Soll mich das nicht glücklich machen?“

— **Was nicht alles passieren kann.** Man könnte glauben, daß nachstendes Geschichtchen erfunden ist, aber es beruht auf Wahrheit. Zu einem Arzte in Dingsda, der Name tut nichts zur Sache, kam eines Tages ein Schulmeister und klagte ihm sein Leiden. Mitleidig, wie alle Aerzte sind, war dieser sofort bereit, ihm Hilfe zu bringen und verschrieb ihm aus der Apotheke „Stuhlzäpfchen“, jeden Tag eins zu sich zu nehmen. Der wissenschaftliche Mann, war versucht das Rezept zu entziffern und brachte „Cacao“ zusammen und nun wußte er auch, wie die Zäpfchen zu nehmen waren. „Cacao“ ist ein Genußmittel und mußte also durch den Mund in den Magen befördert werden und das tat der Herr auch. Trotzdem ihm nicht sonderlich gut zumute wurde, versuchte er am zweiten Tage das verfluchte Ding wieder hinunterzubringen. Dem studierten Herrn wurde aber ganz übel und mußte den Arzt rufen lassen, der ihn nun über die verkehrte Anwendung des Stuhlzäpfchens die notwendige praktische Aufklärung gab. So geschehen im 20. Jahrhundert im Jahre 1907. Ja, nicht alles, auch wenn es in Butter eingemacht, ist zum Essen bestimmt.

— **Wie man Mieter fesselt.** Von einem eingefleischten Pariser wird erzählt, wie er es fertig bringt, daß er jahrelang seine Mietparteien in den Wohnungen behält. Er wendet folgenden Kniff an. Am ersten jeden Monats versammelt dieser Menschenfreund nämlich seine sämtlichen Mieter um sich und läßt jeden einzelnen aus einem umfangreichen Beutel ein Los für sich herausziehen. Der Glückliche, der das Los mit der vorher als Treffer bekannte Nummer erwischt, braucht für den laufenden Monat keine Miete zu entrichten. Diese prächtige Aussicht, einen Monat und wenn das Glück einem hold und günstig gesinnt, vielleicht sogar mehrere Monate im Jahre, mietefrei in dem nicht gerade billigen Paris wohnen zu können, wirkt derartig bezaubernd und anziehend auf die zahlreichen, sonst recht verschiedenen Parteien, daß sie von Jahr zu Jahr geduldig wohnen bleiben, immer in der stillen Hoffnung, der nächste Erste werde aber endlich ganz gewiß „ihr“ Glückstag sein.

— **Ein Richterspruch nach dem Gewicht kann wohl auch nur in Amerika gefällt werden, wie es unlängst in Washington geschehen sein soll.** Miß Stuffed, eine Dame, die 396 Pfund wiegt und Mitglied einer wandernden Truppe der Gebrüder Ringler ist, hatte gegen einen Clown desselben Zirkus Klage wegen Bruches des Heiratsversprechens eingereicht. Nach kurzer Verhandlung sprach das Gericht der Klägerin die Summe von 796 Kr. zu. Auf seine Anfrage, wie man gerade eine so kuriose Summe festgesetzt habe, erklärte der Richter unter schallender Heiterkeit des Auditoriums, man habe der Dame 2 Kr. für jedes Pfund ihres Körpergewichtes bewilligt.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15 August.

1. **Donnerstag.** Petri Kettenfeier; Mattabäischen Brüder. Sonnen-Aufgang 4 Uhr 28 Min., Sonnen-Untergang 7 Uhr 43 Minuten, Tageslänge 15 Stunden 15 Minuten. — 2. **Freitag.** Alphons Maria v. Liguori, Bischof und Ordensstifter, Kirchenlehrer († 1787); Stephan I., Papst und Mart. († 257); (Portiunkulafest.) — 3. **Samstag.** Auffindung der Reliquien des hl. Stephanus, Erzmart.; Petrus von Anagni, Bisch. († 1105).

4. **Sonntag.** Dominikus, Ordensstifter (1221); Rainer, Erzbischof und Mart. († 1180). Evang. (Mark 7, 31—37): Jesus heilt einen Taubstummen und wird vom Volke gepriesen.

5. **Montag.** (Fest Maria Schnee.) Oswald, König und Mart. († 642) — 6. **Dienstag.** (Fest der Verkörperung Christi.) Sixtus II., Papst und Mart. († 258); Hermann, Abt († 1193) — 7. **Mittwoch.** Kajetan, Ordensstifter; Donat, Bisch. und Mart. († 361); Ufra, Mart. († 304). — 8. **Donnerstag.** Cyriakus, Mart. († 309); Altmann, Bisch. († 1091). — 9. **Freitag.** Roman, Soldat und Mart. († 288); Firmus, Rusticus, Mart. († 306). — 10. **Samstag.** Laurentius, Diakon und Mart. († 258); Asteria, Jungfrau und Mart. († 308).

11. **Sonntag.** Hilumena, Jungfrau u. Mart († 302); Tiburtius und Eufanna, Mart († 286). Evang. (Luk. 10, 20—27): Jesus zeigt im Gleichnis vom barmh. Samaritaner, wie unsere wahre Nächsten- und Feindesliebe beschaffen sein soll.

12. **Montag.** Klara, Jungfrau und Ordensstifterin († 1253); Hilaria, Mart. († 304). — 13. **Dienstag.** Johannes Berchmanns, Ordensmann († 1621); Radegund, Königin († 587); Hippolyt und Kassian, Mart. († 258); Radegund, Dienstmagd († 1278). — 14. **Mittwoch.** Eusebius, Priester († 252); Eberhard, Abt. (Vigil-faste; in Böhmen Fleischspeisen gestattet, Abbruch geboten).

15. **Donnerstag.** **Maria Himmelfahrt** Evang. (Luk. 10, 38—42): Jesus kommt in das Haus der Maria und Martha in Bethanien, wo Maria den Worten Jesu lauscht, während Martha viel beschäftigt ist und vom Heilande ermahnt wird, um das eine Notwendige sich zu bekümmern, gleich Maria, die den besten Teil erwählt hat, der nicht von ihr wird genommen werden.

15. August.

Maria Himmelfahrt.

„Freuen wir uns alle im Herrn, die wir den Festtag der seligsten Jungfrau Maria feiern, über deren Aufnahme sich die Engel freuen und den Sohn Gottes loben!“ singt in seligem Jubel die Kirche eingangs der hl. Messe am Feste der Himmelfahrt Mariä.

Was die Krone unter den Reichsinsignien, das ist das Fest Maria Himmelfahrt unter den Marienfesten. Denn jener Vorrang Mariens unter allen Geschöpfen, der mit ihrer unbefleckten Empfängnis begann und durch ihre heilige Geburt zur Freude der Welt wurde, der durch die Verkündigung des Engels und Mariens göttliche Mutterschaft zum Heile für alle und durch Maria Heimsuchung für Johannes den Täufer insbesondere geworden ist, dieser Vorrang fand seine Vollendung und Krönung durch Mariens Himmelfahrt und ihre Krönung zur Königin über Himmel und Erde.

Darum genoß auch von jeher das Fest

Mariä Himmelfahrt den höchsten Rang unter den Marienfesten, das allein gleich den anderen höchsten Festen eine Vigil-faste aufweist. Es wird schon seit dem 5. Jahrhundert in der Kirche des Morgen- und Abendlandes gefeiert und wurde schon im 7. Jahrhunderte in Frankreich und bald auch in Deutschland ein gebotener Feiertag. In England erklärte sogar ein Gesetz König Alfreds d. Gr. die ganze an dies Fest sich anschließende Woche zu einer Feiertage, in der nicht gearbeitet wurde.

Mit Rücksicht auf die Epistel des Festes, in der Maria an Schönheit und Wohlgeruch der Tugend mit den herrlichsten und wohlriechendsten Pflanzen des Morgenlandes verglichen wird, findet in vielen Gegenden Deutschlands noch jetzt die sog. Kräuterweihe am Feste Maria Himmelfahrt statt.

Von dem Gegenstande der Festfeier, nämlich dem Tode und der Aufnahme der seligsten Jungfrau in den Himmel, berichtet die hl. Schrift nichts. Darum gab es sogar manche, welche irrig meinten, Maria sei gar nicht gestorben. Doch dies ist eine unbegründete Folgerung aus dem Schweigen der hl. Schrift, die ja auch über den Tod aller Apostel außer dem des hl. Jakobus schweigt.

Wie das Leben Mariä, insbesondere ihre Jugend, so ist auch das Ende ihres Lebens, das ein Leben der Demut und stillen Zurückgezogenheit war, geheimnisvoll verborgen. Es ist auch eine ganz nebensächliche Frage, ob Maria, wie manche sagen, im Jahre 45 oder 47, oder wie andere meinen, erst nach längerem Aufenthalte in Ephesus, im Jahre 59 n. Chr., gestorben sei. Gewiß ist, daß der Tod der seligsten Jungfrau ein überaus seliger war und einem Hinüberschlummern in den Himmel, der ja der allerreinsten Jungfrau und Gottesmutter jederzeit offen stand, gleich.

Da die Legende berichtet, daß Maria sich etliche Jahre mit dem Apostel Johannes in Ephesus aufgehalten habe, was an sich nicht unwahrscheinlich ist, so meinen manche, daß Maria zu Ephesus gestorben sei, und soll man auch dort das Grab Mariä lange Zeit gezeigt haben. Doch diese Annahme verdient weniger Glauben, da sie einer unechten Schrift entstammt.

Glaubwürdig ist dagegen die uralte Ueberlieferung der Kirche von Jerusalem, welche berichtet, daß Maria zu Jerusalem gestorben sei. Dies schließt ja einen längeren Aufenthalt in Ephesus an der Seite des Apostels Johannes nicht aus. Doch dürfte Maria, als sie ihr Lebensende herannahen fühlte, von Sehnsucht getrieben, von Ephesus nach Jerusalem zurückgekehrt sein, um nochmals die hl. Stätten, an denen ihr göttlicher Sohn gelebt und gelitten, in Andacht zu besuchen. Diese Ueberzeugung finden wir daher schon frühzeitig in der Kirche. Bischof Juvenalis von Jerusalem, welcher mit den übrigen Bischöfen Palästinas auf dem Konzil von Chalcedon im Jahre 451 war, gab dem Kaiser Marcian auf die Frage, ob der hl. Leib der Mutter Gottes noch in Palästina in dem Grabe liege, wohin er gelegt worden war, da er ihn in die neue, von seiner Gemahlin Pulcheria zu Konstantinopel der hl. Jungfrau zu Ehren

erbaute Kirche übertragen wolle, zur Antwort: „In der hl. Schrift werde zwar der Tod Mariä nicht erwähnt, aber gemäß einer sehr alten und ganz zuverlässigen Tradition seien die Apostel, als der Tod Marias herangenah, aus den verschiedenen Ländern, in welchen sie das Evangelium predigten, nach Jerusalem gekommen und ihr Sohn sei erschienen und habe ihren Geist aufgenommen; ihr heiliger Leib aber sei in Bethsemane unter dem Gesange der Engel und Apostel begraben worden. Als aber am dritten Tage das Grab wieder geöffnet worden, habe sich ihr heiliger Leib nicht mehr vorgefunden, sondern nur Leinentücher, welche einen unbeschreiblichen Wohlgeruch verbreitet hätten; die Apostel aber hätten alsdann das Grab versiegelt und, über dieses große Wunder erstaunt, bloß gedacht, daß der Herr den unbefleckten heiligen Leib vor der allgemeinen Auferstehung mit der Unsterblichkeit geehrt und durch Engel in den Himmel habe bringen lassen.“

Auf diesen Bescheid des Bischofs Juvenal verlangten Marcian und Pulcheria, daß der Bischof ihnen wenigstens das Grab mit den heiligen Kleidern wohlversiegelt nach Konstantinopel schicken möge. Bischof Juvenal soll denn auch das versiegelte Grabmal Mariä nach Konstantinopel geschickt haben, wo es in der Marienkirche aufbewahrt wurde, wie auch andere Schriftsteller bezeugen. Die Gräber der Juden waren meist Steingräber.

Aus diesem Berichte erhellt nicht nur, daß Maria in Jerusalem gestorben ist, sondern auch, daß der Glaube an ihre leibliche Aufnahme in den Himmel uralte in der Kirche ist. Diesen Glauben an die leibliche Aufnahme Maria in den Himmel hat die seit dem 6. Jahrhundert von der römischen Kirche getrennte orientalische Kirche auf der armenischen Synode i. J. 1342 und auf der gegen die Calvinisten i. J. 1672 gehaltenen griechisch-schismatischen Synode in Jerusalem feierlich ausgesprochen.

Der Glaube an die leibliche Himmelfahrt Mariä wurde in der kath. Kirche immer allgemeiner. Er stützt sich nicht so sehr auf obige Tradition der Kirche von Jerusalem, als vielmehr auf die Ueberlieferung der Kirche und auf die Ueberzeugung der Gläubigen, daß Gott jene zweite Eva, die der Schlange den Kopf zertreten hat, nicht in den Fesseln des Todes und Grabes belassen habe, sondern mit ihrem göttlichen Sohne, dem zweiten besseren Adam, den dreifachen Sieg über die Sünde, die Begierlichkeit und über den Tod auch dem Leibe nach habe feiern lassen. Maria war ihrem göttlichen Sohne ähnlich in der Sündenlosigkeit durch ihre unbefleckte Empfängnis, wodurch sie frei selbst von der Erbsünde war; sie war ihm ähnlich durch den Triumph über die durch die Erbsünde entfesselte Begierlichkeit durch ihre jungfräuliche Mutterschaft; so sollte sie ihm auch ähnlich werden durch den Sieg über den Tod als Strafe für die Sünde durch eine beschleunigte Auferstehung aus dem Grabe. Daher beziehen die Schriftausleger die Stelle des 131. Psalmes auf Marias Himmelfahrt, wo es heißt: „Erhebe Dich, o Herr, in Deine

Ruhe, Du und Deine geheiligte Bundeslade," in der die Kirchenlehrer ein Vorbild Mariens erblicken.

"Die leibliche Aufnahme der sel. Jungfrau in den Himmel", sagt Papst Benedikt XIV., "ist zwar kein Glaubensartikel, wohl aber eine fromme und glaubwürdige Meinung, von welcher abzuweichen nicht bloß gottlos und lästerlich, sondern auch töricht und unvernünftig ist." Christus ist aus eigener Macht in den Himmel aufgestiegen, Maria aber wurde nach ihrer Wiedererweckung zum Leben durch eine besondere Gnade Gottes mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Welcher fromme Christ und Verehrer Mariens würde sich nicht freuen über diese Verherrlichung der Gottesmutter und Himmelskönigin!

Rechtskunde.

Das Züchtigungsrecht der Lehrer.

Anlässlich einer Nichtigkeitsbeschwerde der Generalprokuratur gegen ein Urteil des Kreisgerichtes in Eger hat der k. k. Oberste Gerichts- und Kassationshof nachstehende Entscheidung getroffen: Wörtliche oder tätliche Angriffe auf die persönliche Ehre begründen nicht Ehrenbeleidigungen im Sinne der §§ 487 bis 493 des Strafgesetzes, wenn sie bloß in Ausübung eines disziplinären Züchtigungsrechtes z. B. vom Lehrer, gegenüber seinem Schüler und zu Erziehungszwecken unternommen werden.

Rechtliche Stellung des Gemeindevorstehers.

Der k. k. Oberste Gerichts- und Kassationshof hat nachstehende Entscheidung getroffen: Der Gemeindevorsteher, der zur Sicherung des Gemeingutes einen auf Grund vermeintlich erworbener Besitzrechte von einer Privatperson daselbst aufgestellten Zaun abreißen läßt, scheidet nebst den hiezu verwendeten Hilfskräften unter dem Schutze des § 68 des Strafgesetzes.

Viehpaß.

Laut oberstgerichtlicher Entscheidung muß, soweit veterinärpolizeiliche Vorschriften die Beibringung eines Viehpasses anordnen, dieser zur Deckung des mit demselben zu geleitenden Tieres stets bereit gehalten werden.

Zeitgeschichten.

— **Der Leichenwagen.** Unlängst passierte einem General ein recht eigentümlicher Vorfall, der abergläubische Personen mit heimlichem Gruseln erfüllen könnte. Die Geschichte spielt im Grazer Gebiete: Der Markt H. hatte große Einquartierung. Da kam eines Tages an den ersten Gasthofbesitzer des Ortes ein Telegramm: „Bitte mir zum 2 Uhr-Zuge einen Leichenwagen zum Bahnhof zu stellen. N. N. Generalmajor.“ Im ganzen Markt samt Umgebung gab es aber keinen Leichenwagen, darob große Verwirrung. Doch der findige Wirt wußte sich zu helfen. Rasch wurden von einem neuen Leiterwagen die Leitern heruntergenommen, der Wagen schwarz angestrichen und mit schwarzen Tüchern ausge schlagen, zwei Pferde, ein Fuchs und ein Brauner, mit großen schwarzen Decken über-

hängen. Pünktlich um 2 Uhr stand der improvisierte Leichenwagen vor dem Bahnhofe. Mehrere Leute hatten sich eingefunden, neugierig auf die Leiche, die da in Begleitung eines Generals ankommen sollte. Der Zug fuhr ein und es entstieg ihm wirklich drei höhere Offiziere, aber von einer Leiche war nichts zu sehen. Der General sah sich verwundert um, dann fragte er den sich ehrfurchtsvoll nähernden Wirt: „Ja, wo ist denn der Wagen, den ich bestellt habe.“ „Hier, Excellenz,“ antwortete der Wirt, dem ein Licht aufzugehen begann, indem er auf das düstere Gefährte wies. „Was?“ rief der General entrüstet aus, „das schaut ja wie ein Leichenwagen aus und ich habe ja doch ausdrücklich einen — leichten Wagen bestellt!“ Das von der Telegrammverstümmelung angerichtete Unglück war zum Glück nicht groß, der leichte Wagen war ja auch bald zur Stelle, und in bester Laune fuhr der Herr General in demselben davon — den schönen „Leichenwagen“ den Bewohnern von H. als Anfang zu einer schönen Leichenbestattungsanstalt zurücklassend.

— **Der Weg der „Freien Schule“ in Frankreich** wird auch von unsern Freisinnigen als das ersehnte Ziel ihrer „von allen konfessionellen und politischen Tendenzen freien Schulbestrebungen“ gefeiert. Wie weit aber die Entchristlichung der Volksschule und der Lehrerschaft in Frankreich schon gekommen ist, zeigt ein Ausspruch des Pariser Professors Aulard in den „Jahrbüchern für die Laienjugend“, d. h. für die religionslos zu erziehende Jugend. „Die Aufgabe unserer Lehrer ist die Auflösung der Religion. Sagen wir nicht mehr: wir wollen die Religion nicht zerstören; sagen wir: wir wollen sie zerstören!“ Was Aulard als Lösungswort ausgibt, das wendet die vom Sozialismus und Atheismus durchsäuerte staatliche französische Lehrerschaft auch praktische an bis hinein in das letzte Dorf. Wie gewaltig dieser freisinnigen Lehrerschaft der Ramm gestiegen, zeigt eine Stelle aus der „Rundschau des Volksunterrichtes“, in der dem Unterrichtsministerium zugerufen wird: „Wir sind etliche 30.000 sozialdemokratische Lehrer. Dazu kommen 30—40.000 radikal-sozialistische. Wie tut Ihnen das, Herr Minister? Sie brauchen nicht erstaunt zu sein, wenn in einigen Jahren Ihr Nachfolger an der Spitze von 80.000 sozialdemokratischen Lehrern stehen wird.“ Mit solchen Lehrern aber richtet sich die französische Republik schließlich zugrunde. Kürzlich richtete der Rektor der Pariser Volksschulen an sämtliche 3020 Volksschullehrer des Seine-Departements die Aufforderung, gegen jede Gemeinschaft mit den meuternden Soldaten Einspruch zu erheben. Die bezügliche Protesterklärung wurde jedoch nur von 635 Lehrern unterschrieben. In Frankreichs öffentlichen Staatschulen und Lehrerseminarien ist bekanntlich jeglicher positive Religionsunterricht abgeschafft; als Surrogat hat man eine „Pflichtenlehre“ eingeführt. Die unchristlichen Lehrerführer erklären nun aber mit Recht, daß man auch diese Pflichtenlehre abschaffen müsse, da ja doch jeder die Freiheit haben

müsse, beliebig etwas als gut oder als böse anzusehen, wenn man nun einmal nicht Gottes Willen als Richtschnur für die Beurteilung des guten oder schlechten Charakters der Gedanken, der Willenssakt und Taten der Menschen ansehen wolle. Mit der Gottesleugnung und der Ausschaltung des positiven Religionsunterrichtes und der religiösen Übungen aus der Volksschule kommt somit die freie Schule folgerichtig zur Anarchie. Und diesen Weg wollen und werden die einsichtsvollen treuen Christen in Oesterreich und Deutschland nie und nimmer zulassen.

— **Eine Lüge über das Turnen**, um damit gegen katholische Schulschwester zu heizen, machte eben die Kunde durch kirchenfeindliche Blätter jüdischer, radikaler und roter Richtung; obschon bereits widerlegt, stand sie auch noch in der „Nordb. Volkszt.“ vom 31. Juli. Danach soll ein Mädchen aus guter Familie, welches die Schule des Bregenzer Dominikanerinnenklosters besuchte, die Lehrerin gefragt haben: „Warum dürfen wir denn nicht turnen, da es doch die Mädchen in der städtischen Schule auch tun?“ — Rot vor Entrüstung erwiderte die Schwester: „So? Glaubst Du vielleicht, wir sind auch solche Schweine?“ Daran knüpfen die roten, jüdischen Blätter Notizen, daß man für gesunde Mädchen das hygienisch und ethisch wertvolle Turnen oder Baden für eine Schweinerei ansehe und verbiete. — Die ganze Notiz ist aber eine plumpe Lüge. Dies geht schon daraus hervor, daß in der Schule des Bregenzer Dominikanerinnenklosters seit Bestehen der Anstalt geturnt wird und zwar unter Anleitung des bekannten Chirurgen Dr. Josef Lipburger. Im Jahresbericht der Anstalt ist auf Seite 10, 17 und 20 auf den dort gepflegten Turnunterricht hingewiesen und auf Seite 29 ist die Anschaffung eines neuen Turnapparates erwähnt. Obige, einer Klosterfrau in den Mund gelegte Aeußerung, ist, wie die ganze Turngeschichte, erfunden. Daß die Sozialdemokraten solche Lügen brauchen, um gegen „klerikales Wild“ heizen zu können, nimmt natürlich nicht wunder, sonderbar ist nur, daß auch die nationalbewußten Freisinnblätter solch dumme Lügen sozialistischer Blätter nachdrucken und es leider Christen gibt, die solche Zeitungen zahlen und halten.

Gedankensplitter.

Wo man läßt den Gast nicht ein,
Muß kein Mensch zu Hause sein.

* * *

Wer sich erbarmt der fremden Not,
Den segnet und belohnt einst Gott.

* * *

Ein sinniger Geist, eine tätige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

* * *

Kopf ohne Herz macht böses Blut,
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut.
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

* * *

Hüte dich vor wirrem Weltgewühl,
Ohne Staub kommt keiner aus der Mühle.

Abschied.

Ich weiß noch gut, wie wir zusammenkamen
Um jenen Tisch — wie war das Herz mir schwer —
Um mir den herben Abschied zu versüßen,
Denn fort muß' ich, weit fort, zum Militär.

Ihr sagtet mir so liebe Abschiedsworte,
Und daß ihr werdet stets gedenken mein,
Auch im Gebete; und durchs Fenster weinte
In Purpurpracht das Abendrot herein.

Ihr wolltet zwar mein Herz erheitern
Durch manchen Schalk und heitren Rede Sinn,
Doch mich durchzuckten wilde Abschiedschmerzen,
Daß ich weit fort von Euch nun sollte zieh'n.

Wir tranken manch ein Glas dort noch zusammen
Und fühlten uns in Eintracht froh vereint.
Und ich versprach, ich werde wieder kommen,
Wenn auch vom Sonnenbrande tief gebräunt.

kein Bedürfnis nach Religion. Der Advokat und Mann von der Welt hatte den letzten Funken von Glauben in den Hörsälen der Pariser Hochschule verloren. „Religion ist gut für die Frauen, ein ernsthafter Mann bekümmert sich nicht darum,“ so dachte er wie viele andere. Ueber die katholische Kirche erlaubte er sich kein Wort des Tadel, er war zu edel und zu hochherzig, um über Religion zu spotten. So lebte er fort, ohne an Gott zu denken. Er war ja reich, hatte viele Freunde und zwei allerliebste Kinder. Doch das Sonnenlicht des Lebens trübte sich manchmal und so ging es auch dem Advokaten. Das älteste Kind, ein Mädchen, wurde eines Tages krank und trotz aller angewandten Mittel erlag es dem Typhus. Auch der

den Vater verwundert an. Der Glaubensartikel von der Auferstehung des Fleisches trat lebendig vor seine Seele; er hatte ihn ja in seiner Kindheit gelernt. „Glauben Sie,“ frug er den greisen Priester, „glauben Sie, was Sie da sagen?“ „Ich bin ein alter Mann,“ entgegnete dieser, „und ich stehe am Rande des Grabes und da lügt man nicht. Ja ich glaube und für diesen Glauben bin ich bereit zu sterben. Auch Sie können glauben, wenn Sie den Mut haben, mit mir niederzuknien und Gott demütig zu bitten, Ihnen wieder den Glauben der Kindheit zurückzugeben.“ Der alte Priester war niedergedkniet und der betrübte Vater hatte den Mut und kniete ebenfalls. Beide sprachen ein kurzes Gebet, das vorher noch betrübte Herz war getröstet und umgewandelt. Der Advokat wurde ein gläubiger Christ.



Abschied.

Und als zuletzt die Hand wir uns gegeben,
Da schaut ich bei der Tür nochmal zurück.
Mir blutete das Herz, naß war mein Auge,
Ihr aber rief: „Aufs Wiedersehn! Viel Glück!“

Wer ist ein Mann?

Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut! Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte im südlichen Frankreich ein gelehrter, wohlhabender Advokat. Er hatte einen offenen, einnehmenden Charakter, gefällige Manieren und ein gefühlvolles Herz. Er hatte seine junge Gattin verloren und fand nun seine Freude bei seinen zwei Kindern die brav und nach der Mutter Art religiös erzogen worden waren. Er selbst aber fühlte

Knabe, den man mit aller Sorgfalt von dem Krankenbett der Schwester fernzuhalten mußte, wurde von der heimtückischen Krankheit erfaßt und der Tod traf auch ihn. Nach wenigen Tagen stand der wohlhabende Mann allein und verlassen da und all die zahlreich eingelaufenen Beileidsbezeugungen und die tröstenden Worte der Freunde vermochten den Schmerz nicht zu stillen. „Gebt mir meine Kinder wieder!“ so klagte der Mann, der keine Hoffnung hatte. Der Ortspfarrer, ein 70jähriger Greis, kam auch und versuchte den gebeugten Mann aufzurichten. „Freund,“ sprach er, „Ihre Kinder werden Sie ja wieder seh'n, denn wir alle werden von den Toten auferstehn.“ Der betrübte Vater sah

Abfcheuliche Rache.

Als Johann III., König von Schweden, 1592 gestorben war, sollte sein Sohn Sigismund ihm als berechtigter Thronfolger folgen. Weil dieser aber schon vor dem Tode seines Vaters zum König von Polen erwählt worden war, übertrug er die Regentschaft über Schweden seinem Onkel Karl, Herzog von Südermanland. Dieser Mann war aber herrschsüchtig, ränkevoll und voller List und trachtete, seinen Neffen um den Thron zu bringen. Zu diesem Zwecke ließ er auf einem Reichstage in Süderköping den Beschluß fassen, daß alle Katholiken aus Schweden zu verbannen seien. Durch die offenkundige Absicht Karls, seinen Neffen Sigismund zu entthronen, scharten sich die Anhänger Sigismunds als Verteidiger des Rechtes und der Gerechtigkeit, sowie alle Feinde Karls um das Banner des tapferen Feldmarschalls und Statthalters von Finnland, namens Clas Flemming. Es kam zum blutigen Streite, allein mitten in der kriegerischen Aktion überraschte ihn der Tod 1597. Sein Leichnam wurde in der Schloßkapelle der Festung Abo beigesetzt. Die Witwe des verstorbenen Helden war eine waffenkundige und kriegerische Frau, sie traf alle Anstalten zur kräftigen Verteidigung Abos. Da erschien Karl selbst auf dem Kampfplatze und zog als Sieger in die Festung ein. Zur Sicherheit seines Lebens mußte die Witwe Ebba ihn überall herumführen. Auf diesem Rundgange

kamen sie auch in die Totengruft der Schloßkapelle, wo der Sarg Flemmings stand. Er befahl den Deckel zu heben und als das geschehen war, trat er an den Leichnam heran, riß an seinem langen weißen Barte und sprach: „Wenn Du noch lebtest, dann säße Dein Kopf nicht ruhig auf Deinen Schultern!“ Hierauf erwiderte die Witwe: „Wenn mein Gatte noch lebte, dann wären Eure Hoheit nicht in Abo einmarschiert.“ — Sonst wird der Grundsatz überall gelehrt: „Ruhe den Toten!“ Der Haß dieses „Reformators“ kannte keine Grenzen, so daß er seinen Feind noch im Sarge beschimpfte.

Brixlegg.

Im herrlichen Unterinntal in Tirol liegt am Fuße des Tierberges das liebliche Dorf Brixlegg mit etwa 1000 Einwohnern. Während von der Höhe die weißgrauen Schroffen des Kalkgebirges heruntergrüßen, breitet sich unten im Tale eine lächelnde Ebene aus mit saftigen Wiesen, zwischen hindurch der Inn, der hier schon bedächtig und langsam dahinschreitet, im Gegensatz zum oberen Inntal, wo er noch wie ein wilder Junge über Felsen springt und froh in seinen Wassern jauchzt. Bewaldete Hügel schmücken den Ort und neckisch lugen die sauberen netten Häuschen aus den Obstbäumen hervor. Brixlegga besitzt eine schöne gotische Kirche, hat ein kaiserliches Kupfer-, Schmelz-, Hammer- und Walzwerk, ferner befindet sich dort auch der Sitz eines kaiserlichen Hütten- und Bergamtes. Weit über Oesterreich hinaus ist Brixlegg bekannt durch seine Passionsspiele, welche die einfachen Dorfbewohner alle 10 Jahre in schauspielerisch hervorragender Weise zur Darstellung bringen. Hat Brixlegg vermöge seiner reizenden Lage jährlich einen großen Zuzug von Sommerfrischlern — in der Nähe liegt auch das Schwefelbad Mehrn — so finden sich zur Zeit der Passionsspiele Tausende von Fremden ein. Das letztemal fanden sie im Jahre 1903 statt.

Die Trösterin der Betrübten.

Zur Zeit der französischen Revolution wurde eines Tages der Nachlaß eines hingerichteten Royalisten versteigert. Unter anderen wertvollen und wertlosen Gegenständen wurde auch eine Muttergottesstatue mit dem Jesuskinde auf dem Arme, die acht Zoll hoch und ganz roh mit Oelfarben angestrichen war, ausgerufen. Die zuchtlose Rotte erhob beim Anblick des Bildes der Muttergottes ein wildes Gelächter und stieß urchreckliche Gotteslästerungen aus. Es schien, als wollte niemand auf die unscheinbare Statue etwas bieten. Niemand mochte den Schein des Verdachtes erwecken, noch an Glaube und Religion zu hängen. Nur ein armer Schuster wagte es, selbst auf das Risiko, seinen Kopf zu verlieren, einige Sous für das Bild, um es den Händen der Spötter zu entreißen. Schnell wurde es ihm zugeschlagen und zugeworfen. Die Menge gaffte und höhnte, der arme Schuster aber trug seinen Schatz nachhause. Zuhause verbarg er das Bild in einem Wandschrank und holte es jeden Abend hervor, um vor demselben mit Frau und Kindern seine Abendandacht zu verrichten. Dem armen Schuster ging es immer elender und die Not stieg mit jedem Tage. Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten, dieses Sprichwort sollte sich auch hier bewähren. Als der arme Mann in namenlosem Schmerz und Weh seine verschlungenen Hände der Gottesmutter entgegenstreckte, stieß er an den Tisch, das Bild wankte und fiel um. Schnell richtete es der Schuster wieder auf und was

bemerkte er? Die Oelfarbe war an einzelnen Stellen abgesprungen und blankes Gold alänzte ihm entgegen. In freudiger Hast, zitternd vor seliger Hoffnung, rieb er die Oelfarbe ab und funkelnd und strahlend in goldener Pracht stand die Statue vor ihm. Um schweres Geld verkaufte der arme Schuster das Muttergottesbild und nun war der Familie geholfen. Maria erwies sich auch hier als die Trösterin der Betrübten und mit rührender Dankbarkeit pries die Familie die Mutter der Güte.

Ein edler Priester.

Am 22. Mai 1807 starb einer der edelsten Menschen und Priester, der viel in seinem Leben Schauderhaftes erlebte. Es ist dies S. A. Edgeworth von Firmont, der Beichtvater des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. von Frankreich. Ludwigs Schwester, Prinzessin

zöfischen Kriegsgefangenen, die man in Mitau, jenem Ort, wo Edgeworth damals bei Ludwig XVIII. lebte, interniert hatte, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die eine große Zahl dahinraffte. Der wackere Priester scheute aber die Gefahr, welche ihm der tägliche Aufenthalt unter den Kranken brachte, nicht im geringsten, wodurch er sich aber selber den Keim zu seinem frühen Tode holte. Er starb, erst 62 Jahre alt, als Pfleger und Tröster der Kranken, ein hehres Beispiel von treuer Pflichterfüllung.

Ein junger Glaubensheld.

Während einer Christenverfolgung in China wurde Paul Moi, dessen Bruder und Schwester noch leben, gefangen genommen und vor den Mandarin gebracht. Paul war 18 Jahre alt und der Mandarin fühlte sich eigentümlich zu dem Jüngling hingezogen. Deshalb ver-



Brixlegg.

Elisabeth, erwählte diesen, in Irland geborenen Geistlichen zum Beichtvater und brachte ihn somit an den Hof. Als die Stürme der grauenvollen Revolution über die verlassene königliche Familie einherbrausten, da war es Edgeworth, der bei dem Monarchen bis zur letzten Minute ausharrte, und ihm den Trost der Religion spendete. Selbst bis zum Schaffot begleitete der würdige Priester seinen Herrn. Diese Anhänglichkeit brachte ihn selbst in Lebensgefahr, der er nur durch eine schleunige Flucht nach England ausweichen konnte. Später folgte er Ludwig XVIII nach Deutschland. Sein Lebensende bezeichnet ihn erst recht als einen jener wahrhaft großen, mit Selbstverleugnung im Verborgenen wirkenden Menschen, der nur um Gottes willen das Gute tat, nicht um Lohn und Lob der Welt. Seine stets betätigte Nächstenliebe hat sein Ende herbeigeführt. Im Jahre 1807 war unter den fran-

suchte er, ihn von seinem Glauben abzubringen, um ihn nicht verurteilen zu müssen. Er bot ihm eine Stange Silbers an, wenn er seine Religion abschwöre. — „Großer Mandarin“, sagte Paul, „eine Silberstange ist nicht genug“. — „Nun, dann geb' ich Dir eine Goldstange“. — „Auch das ist nicht genug“. — „Was? Wie viel willst Du denn, Du junger Tropf?“ — „Großer Mandarin, wenn Du willst, daß ich vom Glauben abfallen soll, dann mußt Du mir so viel geben, daß ich damit eine andere Seele kaufen kann.“ — Diese unerwartete Antwort machte einen tiefen Eindruck auf den Mandarin, bekehrte ihn aber nicht; einige Tage nachher wurde Paul geköpft, d. h. er starb als Märtyrer, als Blutzeuge unseres hl. Glaubens. — So berichtet ein Brief, der in den „Missions Catholiques“, Lyon, veröffentlicht wurde.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Ein trauriges Los haben die kath. Priester in Frankreich. Viele Pfarrer werden noch immer mit brutaler Gewalt und militärischem Aufgebot aus den Pfarrhöfen vertrieben. So wurde das Pfarrhaus in Briey am 22. Juli von einem Bataillon des 18. Infanterieregimentes und einer Abteilung Gendarmerie umstellt, das Tor erbrochen und der Pfarrer samt seinem Kooperator, die das Pfarrgebäude nicht räumen wollten, gewaltsam fortgeschleppt. Die katholischen Geistlichen müssen, um nicht Hungers zu sterben, die seltsamsten Berufe ergreifen, z. B. Weinagenten u. dgl.

Der Mailänder Klosterstandal macht jetzt die Kunde durch die antikirchliche Presse. Die Wahrheit hierüber ist folgende. Es handelt sich nicht um ein Kloster, sondern um eine Privatarztstalt, an deren Spitze eine gewisse Sumagalli stand, die sich als Nonne trug, aber keine war. Sie sammelte verwahrloste Mädchen, die sie in ungesunden Räumen unterbrachte und tagsüber auf Bettel ausschickte; die größeren verwendet sie zum Laster. Der Erzbischof Kardinal Ferrari von Mailand hatte der Frau sowohl die Anerkennung ihres als Wohltätigkeitsanstalt ausgegebenen Institutes verweigert, wie auch das Tragen des Ordenskleides verboten. Ja der Bischof hatte allen Priestern untersagt, dieser Heuchlerin die hl. Sakramente zu spenden und von ihrer Anstalt gewarnt. Außerdem hat der Kardinal der Polizei die Anzeige von dem Treiben der Person erstattet, aber die Polizei griff nicht ein, sondern ließ die Sumagalli ihr schändliches Handwerk weiter treiben, wie dies in Italien oft der Fall ist. Die Schuld fällt also ganz auf die Polizei; die Kirche hat mit dem Falle nichts zu tun. Nur zwei Geistliche ließen sich von der Frau betören wie viele andere Leute und hatten ihre Anstalt empfohlen. Statt nun gegen die italienische Polizei loszuziehen, wettet die kirchenseindliche Hezypresse gegen die kath. Geistlichkeit und macht aus der Geschichte einen „Klosterstandal“, weil es so pikanter ist. Gelogen muß sein.

Oesterreich-Ungarn.

Die erste Reichsratssession vertagt. Die Ferien kehrten auch im neuen Volks Hause ein, obschon mehrere Parteien unter seinen 516 Mitgliedern sich noch nicht sehr angestrengt haben; der 23. Juli brachte den Volksboten die angenehme Mitteilung der bloßen Vertagung, also keiner Schließung, sondern nur einer Unterbrechung der Session, was den Abgeordneten ähnlich wie Beamten und Lehrern die Ferien mit der Fortdauer der Diäten verlüßt, welcher Umstand den Steuerfächer um 800.000 K. bis Mitte Oktober, dem Termin der erhofften Wiederaufnahme der Sitzungen, erleichtern wird. Die meisten Anträge und Anregungen praktischer, durchführbarer und volksfreundlicher Art für alle tätigen Berufsstände hat im neuen Hause bisher die christlichsoziale Partei gestellt, deren Mitglied Dr. Weiskirchner bei der defi-

nitiven Präsidentenwahl am 23. Juli sich einer noch größeren Vertrauenskundgebung als anfänglich erfreute: von 333 abgegebenen Stimmen, davon 315 gültigen, erhielt er 311; nur die Sozialisten und einige Judenliberale blieben Gegner. Auch die Vizpräsidenten Dr. Jaczet und Starzynski wurden mit großer Mehrheit wiedergewählt. Ebenso große Freude in allen Volkskreisen wie peinliche Ueberraschung bei allen sozialdemokratischen Abgeordneten erregte der zur Annahme gelangte Antrag Dr. Luegers, anlässlich des bevorstehenden 60jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers 100 Millionen als ansehnlichen Grundstock für die angestrebte Alters- und Invaliditätsversicherung des Arbeiter-, Bauern- und Gewerbestandes zu widmen. — Anfang September werden einige Landtage einberufen; der nochmalige Zusammentritt des böhmischen Landtages, dessen gesetzliche Dauer im Herbst abläuft, ist unwahrscheinlich, zumal eine geplante neue Landtagswahlordnung kaum in so kurzer Frist zur erfolgreichen Durchführung gelangen könnte. — In Ungarn dauert der Konflikt zwischen der magyarischen Regierung und den Kroaten noch fort.

Verschiedenes. Am kaiserlichen Sommerhoflager in Ischl erschienen die leitenden Minister aus Wien und Pest zur Bericht erstattung. — Der älteste Sohn des Erzherzogs Otto, Karl Franz Josef, wird am 17. August 20 Jahre und damit großjährig; er studiert noch in Prag und erhält als definitiven Kammervorsteher den Oberstleutnant Prinzen Jdenko Lobjowiz. — In Graz starb unerwartet der Franziskaner-Provinzial P. Martin Luz. — In Tschernoschin bei Mies brannten am 27. Juli 11 Häuser gänzlich ab.

König Eduard von England soll am 16. August zur Kur in Marienbad eintreffen und am folgenden Tage eine Besuchsreise zu unserem Kaiser nach Ischl unternehmen. — Nach Tetschener Meldungen zersprang am Montag die Elbekette beim Passieren eines 5 Fahrzeuge schleppenden Kettendampfers. — Als neuer Erzdechant wurde in Trautenau hochw. Hr. Franz Tschertner-Hohenelbe installiert. — Im nordwestböhmischem Bergrevier wurde den Forderungen der mit Streik drohenden Bergleute nur teilweise entsprochen; mit dem Ergebnisse neuer Verhandlungen wird sich am 2. Aug. noch eine Delegiertenkonferenz in Turn befassen. — Am 27. Juli starb in Prag der Dompropst Weihbischof Dr. Franz Krásl. — Zum Abt von Admont (Steierm.) wurde der Novizenmeister Prof. P. Oswin Schlamadinger gewählt. — In Sattersdorf bei St. Pölten brannten am 23. Juli 5 Häuser ab, wobei 2 kleine Kinder ums Leben kamen. — Auf der Seier Alpe schlug am 22. Juli nachts der Blitz in eine Schafherde und tötete 15 Tiere, die Besitzern aus Kastelruth und Gröden gehörten. — In Hörbranz bei Bregenz wurde das 11jährige Mädchen Rehfugler von einem Wüflinge ermordet.

Deutschland.

Ein chinesischer Doktor. An der Berliner Universität wurde am 18. Juli der 26jährige

chinesische Student Na-Do Yuans zum Doktor promoviert. Es ist das erste Mal, daß an einer reichsdeutschen Universität ein Chinese den Dokortitel erhält.

Ein Bauchschlitzer in Berlin. Gräßliche Untaten wurden in den letzten Tagen in Berlin verübt; mehreren kleinen Mädchen wurde von einem Unhold der Leib aufgeschlitzt. Zunächst machte sich der Mann an die fünfjährige Elsa Knispel in der Prenzlauer Allee heran und brachte ihr einige Messerstiche in Schenkel und Leib bei. Dann hielt sich der Unhold in der Heinersdorfer Straße auf, wo er der 3jährigen Grete Senst zwei Schenkelstiche und eine schmerzartige Verletzung am Unterleib beibrachte. Von dort ging es weiter nach der Rykestraße, wo er die 4 1/2 Jahre alte Grete Pruwiz antraf. Er schlitzte ihr hinter der Haustür den Bauch auf, sodaß sie tot liegen blieb. Die 12jährige Helene Arendt wurde auf der Treppe von einem unbekanntem Manne überfallen, der sie stechen wollte. Es gelang ihr aber zu entfliehen. — Die 14jährige Elsa Kiechert in der Schillingstraße, wurde auf der Treppe von einem unbekanntem angehalten und durch Messerstiche am Arme verwundet. Hausleute fanden das Mädchen bewußlos im Blute liegend auf. Trotzdem die Berliner Kriminalpolizei die größten Anstrengungen unternimmt, ist bisher noch keine Aufklärung der geheimnisvollen Mordtaten erfolgt. Es wurde ein Preis von 1000 Mark ausgesetzt auf die Ausfindigmachung des Täters. In der Prenzlauer Allee, fand ein Knabe auf einer Bank einen Zettel, der folgende Worte enthielt: „Weiche, weiche — in fünf Minuten eine Leiche. — Hier in der Nähe befindet sich ein Kinderräuber. Diesen Zettel übergebt der Polizei. Ich habe zwei Kinder geraubt.“ Der Zettel wurde von Sachverständigen begutachtet, die der Ansicht Ausdruck gaben, daß er von einem Geistesgestörten herrühre. In mehreren Häusern wurden auf den Treppen inzwischen wieder einige Mädchen schrecklich behelligt; des Unholds oder seiner Genossen ist man noch nicht habhaft.

Frankreich.

Die angebliche Milliarde der Klöster schrumpft immer mehr zusammen. So wurde u. a. die große Lehranstalt der christlichen Lehrbrüder in Reims, die mit 2,430.500 Franks eingeschätzt war, bei der öffentlichen Versteigerung für 178.500 Franken losgeschlagen! Jetzt hat auch die Zivilkammer des höchsten französischen Gerichtshofes entschieden, daß die Schulden der Ordensgenossenschaften sowie die Hypotheken der von der roten Freimaurerei geraubten kirchlichen Güter durch die Liquidatoren bezahlt werden müssen.

„Das öffnet“, klagt der kirchenseindliche *Matin* (der offenbar gehofft hatte, die Gläubiger würden ebenso um ihre rechtlichen Ansprüche vom Staate betrogen werden, wie die Kongregationen ihrer Habe beraubt worden sind), „allen möglichen und unmöglichen Ansprüchen Tür und Tor“, um dann wehmütig auszuruhen: „Was wird unter solchen Umständen von der Milliarde der Genossenschaft schließlich übrig bleiben?“ — Den-

selben plumpen Volksbetrug möchte nun die sozialdemokratische und jüdisch-freisinnige Presse und Partei mit ihrem Geschrei über das Kirchengut in Oesterreich ausführen, um die Geldsäcke einiger Großkapitalisten noch zu vermehren, wobei schließlich das Volk oder der Staat draufzahlen muß. Die armen Arbeiter würden keinen roten Heller davon sehen. Das hat sich nach allen derartigen Räubereien gezeigt, daß den Haupttreibach die Juden davontragen.

Ein Ordensschacher. Die französische Justiz beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Angelegenheit, in welche mehrere einflußreiche politische Persönlichkeiten, darunter ein Minister und dessen Verwandter, verwickelt sind. Der Hauptbeschuldigte habe angeblich als Privatsekretär eines Justizministers mit Ordensauszeichnungen, Begnadigungen und öffentlichen Aemtern regelrechten Schacher getrieben. Er soll ein Geständnis abgelegt haben. Die Persönlichkeit, gegen die eine Untersuchung wegen Ordensschachers eingeleitet wurde, soll ein gewisser LaCombes sein, ein Neffe des früheren Justizministers und Senators Chaumié.

Rußland.

Ein neuer Attentatsplan gegen den Zaren ist in den letzten Tagen von der Polizei wieder entdeckt worden. Bei einer Hausdurchsuchung in der Wohnung eines Ingenieurs in Petersburg wurden die Pläne des Petershofer Palastes sowie in der kaiserlichen Yachten gefunden; außerdem sind auch Bomben in der Wohnung beschlagnahmt worden.

Die Aufrührerbewegung hat wieder allerhand schlimme Ereignisse gezeitigt. Am 15. Juli überfiel in Charkow eine fünfköpfige Bande den Kassier des Bemstwo-Hospitals und raubte ihm die Summe von 9000 Rubeln. — Ebenfalls an diesem Tage überfielen 18 Räuber in der Nähe von Odessa die Matrosen eines Dampfers, terrorisierten die Mitreisenden, vernichteten die Maschinen und raubten 50.000 Rubel. — Kürzlich verurteilte das Kriegsgericht in Kiew von 101 wegen der Teilnahme an der Meuterei vom 17. Juni angeklagten Soldaten 6 zum Tode, 12 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, 20 zu Zwangsarbeit von verschiedener Länge, 17 zur Verbannung auf 3 Jahre in das Strafbataillon, 30 zu 4 Monaten Militärgefängnis und 14 zu Disziplinararrest, 2 wurden freigesprochen.

Gegen den „Helden von Port Arthur,“ General Stökel, ist soeben die Anklageschrift veröffentlicht worden, wodurch der Mann, der allerorts als das Symbol des Heldentums und der Tapferkeit der russischen Armee galt, niedriger und gemeiner Handlungen angeklagt wird. Sie besagt: „Stökel und Jock haben die Festung in einen solchen Zustand gebracht, um die Uebergabe der Festung rechtfertigen zu können.“ Kein Name wurde so häufig wiederholt wie der Name Stökel, der als Volksheld gestempelt wurde. Mag auch nicht alles wahr sein, was gegen ihn nun vorgebracht wird, zum mindesten erlebt das Volk in Stökel eine grausame Enttäuschung.

Asien.

Abdankung des Kaisers von Korea.

Gegenwärtig ist im Osten das politische Interesse auf Korea gelenkt, denn sein Kaiser hat abdanken müssen. Das kam so: Der für die Japaner siegreiche Ausgang des Krieges mit Rußland hatte zur Folge, daß Japan eine Art Schutzherrschaft über Korea ausübte. Wenn auch die Koreaner wiederholt versuchten, für ihr Land wieder etwas mehr Selbstbestimmungsrecht zu erlangen, so scheiterten alle diesbezüglichen Versuche an der Unbeugsamkeit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Japaner alle freiheitlichen Regungen in Korea niedergehalten haben. Jüngst hatte nun der koreanische Kaiser eine kleine Anwandlung von Selbstgefühl bekommen und auf eigene Faust eine Sondergesandtschaft zur internationalen Friedenskonferenz nach Haag geschickt, welche dort feierlich Protest gegen das Auftreten der Japaner in Korea einlegen sollte. Dem Kaiser von Korea aber hat dieser unüberlegter Schritt die Krone gekostet; er wurde von Japan zur Abdankung gezwungen. Doch auch der neue Kaiser wird nicht anderes als eine japanische Dekorationsfigur für Korea sein. Dieser, ein Sohn des bisherigen Kaisers Yi-hön, heißt Yi-tschak. Er hat erst in diesem Jahre mit großem Pomp seine Hochzeit mit einer 12jährigen Prinzessin aus der einflußreichen Yi-Familie gefeiert. Was die Ausnahme des Thronwechsels seitens des koreanischen Volkes anbelangt, so herrschte speziell in Seoul, der Hauptstadt Koreas, eine große Erregung unter der Bevölkerung, es haben auch mehrere Menschenansammlungen stattgefunden. Eine Erhebung der Koreaner gegen das japanische Gewaltregime würde ihnen sicher auch gar nichts weiter nützen, sie würde von den Japanern zweifellos mit Waffengewalt bald blutig niedergeworfen. Und so wird Korea nun wohl als Provinz Japans anzusehen sein, umsomehr als der neue Kaiser schwachsinzig ist und Japan diese Schwäche sicher in der rücksichtslosesten Weise ausnützen wird. Es wurden bereits japanische Truppen nach Korea entsandt, die jede Regung nationalen Selbstgefühls bei den Koreanern unterdrücken sollen. Alle gesetzlichen Maßnahmen bedürfen dort der Zustimmung des japanischen Generalresidenten, was Koreas Herrscher zum bloßen Schattenkaiser macht.

Jeder das Seine.

Als der römische Kaiser Theodosius der Große (379—395) einst auf einer Reise hörte, daß im nahen Walde ein Einsiedler lebe, der von seiner Hände Arbeit sich ernähre und ebenso fromm als genügsam sei, beschloß er diesen — ohne von ihm erkannt zu sein — zu besuchen.

Nur in Begleitung eines einzigen Dieners begab er sich also — schlicht gekleidet — zu dem Klausner, hieß den Diener in einiger Entfernung warten und klopfte alsdann an die Türe der armseligen Hütte.

Der Einsiedler öffnete, hieß den Fremden gastfreundlich und liebevoll willkommen, nahm aber sogleich seine Arbeit wiederum zur Hand: eine Binsenmatte, an der er gerade emsig flocht.

Nachdem der Kaiser lange mit dem fleißigen,

frommen Mann gesprochen, dessen viele Kenntnisse und reiche Erfahrungen im stillen bewundert und mit andächtiger Erbauung ihm zugehört hatte, lud ihn dieser ein, mit ihm zu Mittag zu essen. Der Fremdling nahm die Einladung an, begierig, die Mahlzeit eines Einsiedlers kennen zu lernen. Als das Tischgebet gesprochen war, stellte sich heraus, daß der arme Einsiedler an genießbaren Vorräten gar nichts weiter besaß, als ein paar Brote, die er in einem Körbchen auf den Tisch setzte, etwas Salz in einem irdischen Gefäß und als Trunk zur Mahlzeit das silberklare, frische Quellwasser, das draußen im grünen Walde bei seiner Klause floß und von dem er einen Becher voll dem fremden Gaste schöpfte und darbot.

Der Kaiser aß und trank — so schlicht, wie niemals noch in seinem Leben — das, was für den genügsamen Einsiedler das tagtägliche Mahl bildete. — Dann erst gab er sich demselben zu erkennen.

„Ihr Einsiedler seid glückliche Leute!“ sprach er. „Glaube mir, ich, dem die Reichtümer eines Kaisertums zu Gebote stehen, kann in meinem glänzenden Palaste nie so zufrieden, so ruhig und sorgenfrei zu Mittag essen, wie Du in Deiner grünen Waldeinsamkeit hier in der kleinen, engen Zelle, oder wie mancher arme Arbeitsmann in seiner schlichten Hütte!“

Und, — zum Abschied dann, dem glücklichen Genügsamen freundlich die Hand reichend, sagte er zu ihm: „Lebe wohl! — Ich will ferner nach Kräften bestrebt sein, mein großes Reich zum Wohle meiner Untertanen zu regieren! — Du aber wirke hier in Deinem kleinen Reiche mit Deinem guten frommen Beispiel weiter und — bete für mich! Ein jeder von uns das Seine.“

Das vierte Gebot.

In einem Orte der Abruzzen lebte vor Jahren ein nicht mehr junger Mann, welcher im Begriffe stand zu heiraten. Um seine künftige Frau nicht zu ärgern, beschloß er, seinen hochbetagten Vater aus dem Hause zu schaffen. Eines Tages führte er den Greis aus der Ortschaft heraus und sagte zu ihm, er möge hingehen, wohin er wolle, im Hause wolle er ihn nicht mehr haben. Tränen traten in die Augen des Greises. Er bat seinen Sohn, noch eine Strecke Weges mit ihm zu gehen. „Du siehst dort oben im Hochland die Tafel, den steinernen Tisch. Bis dahin gehe mit mir, ich bitte Dich; denn bis dahin habe auch ich meinen armen Vater begleitet und ihn dann seinem Schicksale überlassen.“ „Gerechter Gott!“ rief der Sohn aus, „was höre ich? Also Du, o Vater, hast Deinen Eltern dasselbe Unrecht angetan, das ich Dir anzutun im Begriffe stehe? Werden meine Kinder dasselbe an mir tun? Das kann Gott nicht wollen. Komme mit mir zurück; Du sollst das beste Zimmer des Hauses haben und treu gepflegt werden bis an Deinen Tod.“ Als die Hochzeit gefeiert wurde, nahm der alte Vater den Ehrenplatz ein, und der Segen Gottes blieb über den Eheleuten und ihren Nachkommen.

Missionswesen.

Aus dem nördlichsten Amerika.

Den katholischen Glaubensboten, denen das Wort des göttlichen Meisters stets in Erinnerung ist: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ scheuen ebensowenig den glühenden Sandboden der Sahara und des Sudan, wie die ewig eisbedeckten Gefilde von Alaska und nehmen kein Volk aus von den Segnungen des Christentums, mag der Weg zu ihm noch so beschwerlich, das Leben dort noch so voll Entbehrungen, der Erfolg scheinbar noch so gering sein. Kein Volk der Erde soll einmal am letzten Gerichtstage zu Christus sagen können: Wir haben nichts von dir gewußt, zu uns ist nie ein Apostel des wahren katholischen Glaubens gedrungen. Eine solche weltentlegene katholische Missionsstation ist Nome, die nördlichste Stadt Amerikas, auf der Halbinsel Alaska.

„Nome“, so schreibt P. Joseph Bernard S. J., „liegt dem Polarkreise nahe an der Beringstraße. Unsere Mission, Kirche, Schule und Wohnhaus umfassend, findet sich am Meeresgestade. Hinter uns ragen die nadelspitzen Zacken eines großen Gebirges empor; nirgends ein Baum oder Strauch, ein recht ödes Landschaftsbild. Es heißt, unsere Mission sei die entfernteste von Rom. Jedenfalls ist unsere Verbindung mit dem Mittelpunkt der Christenheit eine sehr schwierige.

„Tropisches hat Nome nichts an sich. Selbst im Sommer braucht man bloß 1 m tief zu graben, um auf Eis zu stoßen. Darüber liegt goldhaltige Erde, was aber nicht hindert, daß wir sehr ärmlich leben.

„Der Winter dauert hier acht Monate. Das ist die Zeit der langen Polarnächte. Erst gegen 10 Uhr hebt Phöbus (die Sonne) soeben seine Nasenspitze über das Eis der Beringsee empor; es scheint ihm aber gar nicht zu gefallen, denn bereits gegen 2 Uhr legt er sich wieder schlafen. Dafür tut Frau Luna (der Mond) ihr Bestes, um das Benehmen ihres kurz angebundenen Gemahles wieder gut zu machen. Sie wendet uns ihr lachend volles Antlitz zu, strahlend wie ein glühender Pfannenboden. Aber trotz alledem sinkt die Kälte bis auf 50° unter Null herab.

„Das Meer hüllt sich Ende Oktober in seinen Eispanzer, der vor Mitte Juni nicht wieder aufstaut.

„Von Oktober bis Februar gibt's keine Post hier oben, und wir sind von der zivilisierten Welt völlig abgeschlossen, begraben unter einer dichten Decke von Eis und Schnee. Von Februar bis März geht die Hundepost, die schon einen großen Fortschritt bedeutet. Hunde gibt es hier zu Lande endlos viele; sie vertreten im Winter die Stelle der Pferde.

„Diese Hundepost ist folgendermaßen eingerichtet. Die Briefe werden durch Dampfer bis Juneau in Süd-Alaska (an der Pacificküste) gebracht. Von dort geht's dann per Schlitten nordwärts. Die braven Röter haben nicht weniger als 1000 km weit durch unabsehbare Schneewüsten zu laufen, ehe sie Nome erreichen. Die Fahrt dauert zwei Monate. Natürlich geht es auf diesen Postfahrten ohn-

Unglücke nicht ab, und manche Briefe gehen verloren. Gott weiß oft wie. April bis Mitte Juni ist wieder postlose Zeit. Wenn dann endlich das Meer wieder aufstaut, erscheinen die Dampfer und bringen uns Vorräte, Briefe und Pöfete. Nun ist auch die Zeit, den Lieben in Europa oder Amerika ein Lebenszeichen zu geben.

„Das ist die materielle Seite unseres Lebens hier oben: man gewöhnt sich schließlich daran.

„Nun noch ein Wort über unsere Eskimos, derentwegen wir eigentlich hierher gekommen. Die Mission von Nome ist erst vier bis fünf Jahre alt und in erster Linie für die Eskimos dieser Striche gegründet. Man findet sie längs der ganzen Küste und auch in Sibirien, das uns gegenüber nur 100 km weit entfernt liegt.

„Die hiesigen Eskimos gehören dem besten Stamme Alaskas an; friedlich, von Hause aus unverdorben, geweckt und von heiterer Gemütsart, geben sie uns alle Beweise eines wirklich guten Willens.

„Wir zählen unter ihnen jetzt 150 Katholiken. Bitte, machen Sie nur kein schiefes Gesicht; denn so wenig dies scheint, es ist nach Maßgabe der hiesigen Verhältnisse ein sehr schöner Erfolg. Bedenken Sie daß unser jetziger Oberer P. La Fortune aus der kanadischen Provinz zwei volle Jahre sich hart plagen mußte, um die schwierige Sprache zu erlernen¹.

„Erst wenn man sie flüssig spricht, kann das eigentliche Missionswerk beginnen. Seit Ostern hatten wir 40 Tausen zu verzeichnen. Keiner wird getauft, ehe er die Gebete und den Katechismus gut weiß. Da die Leute aber noch nicht lesen können und Bücher in dieser Sprache erst geschaffen werden müssen, so kostet ihnen dieses Lernen tüchtige Arbeit. Allabendlich halten wir Christenlehre, wobei uns die Bilder der „guten Presse“ vortreffliche Dienste leisten. Bis jetzt spricht erst ein Pater die Sprache geläufig; ich hoffe, bald der zweite zu sein.“

Erziehungswesen.

Fröhliche glückliche Ferienzeit!

Von Käthe Selchow-Deggendorff.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Welche geistige Auffrischung liegt für die Eltern darin, mit den Kindern wieder jung zu werden und gleichsam die eigene Kindheit noch einmal von neuem zu durchleben. Wie fallen da alle Sorgen ab; wie lernt man da, in den Kindern die junge Menschenseele zu sehen, die sich danach sehnt, sich frei entfalten zu können. Der Vater, der tagsüber durch seinen Beruf dem Hause ferngehalten wird, lernt in der Freiheit der Ferienzeit sozusagen seine Kinder von einer ganz neuen Seite kennen und auch die Kinder werden sich erst richtig dessen bewußt, daß sie wirklich einen Vater haben, der nicht nur für sie arbeitet

¹) Als Probe möge das Ave Maria hier folgen: „Koyësugin, Mary, ummatin imékaktok nakosua-mik, angayutikut illipni ittok; nakosutin arnénin illoknaéni; katunraragin Jesus. — Holy Mary angayutim Arnak; wagut atchiukupta angayuti, karrumaptiut pakmamé tehuli tokulrata rupta. Amen.“

und schafft, sondern der auch zu ihnen gehört und mit ihnen lebt, der sich nicht nur für ihre Schularbeiten interessiert, sondern auch für ihre Spiele und sonstigen Liebhabereien.

Da ruht das Mühen und das Hasten,

Es winkt die süße Feierzeit,

In grünumhögter Einsamkeit

Fern von dem Lärm der Welt zu rasten.

Beherrigen wir gerade in diesen Wochen die goldenen Worte Wilmsen's: „Erhaltet eure Kinder im Umgange mit der Natur und reicht ihnen oft den Becher der Freude dadurch, daß ihr sie unter Gottes Himmel führt und sie die reine Himmelsluft einatmen lassen. Indem diese durch ihre Adern strömt, ergreift Freude und Fröhlichkeit ihr ganzes Wesen. Die Natur ist und bleibt die unverfälschte Quelle der Freude, und wer aus dieser nicht schöpfen darf, genießt sein Leben nur halb. Die Einsamkeit macht Kinder gemütskrank, so wie der enge Horizont der Stube und die Stubenluft. Der Geist wird freier, wo das Auge weit und frei umherblicken kann. Viele Kinder verschmachten körperlich und geistig, weil sie nie oder selten hinauskommen ins Freie. — Das Spiel ist die eigentliche Heimat der kindlichen Seele, ist ein Paradies, auch mit dem Baum der Erkenntnis. Hütet euch aber, der flammende Cherub zu sein, der sie aus diesem Paradiese verjagt: Sie verlassen es von selbst, wenn es aufgehört hat, für sie ein Paradies zu sein.“

So wird unseren Kindern die Ferienzeit zu dem werden, was sie sein soll, eine Zeit der Freude!

Die ihr in eurer frühesten Jugend Tagen immer behütet und umschirmt im Familienkreise aufgewachsen, denen eine liebende Hand alles besorgte, die ihr nie allein und frierend draußen gestanden in der weiten Welt, und nirgend ein Herz, das bangend und verlangend nach euch ausschaut, vermisset — ihr könnt wohl manch intimes Bild, daß sich jetzt manchmal auf den Bahnhöfen vor, nicht so ganz verstehen. Ihr könnt nicht ermessen, was sich in der Seele eines Kindes aufzutut, dem beim Scheiden vom Elternhause gesagt wird: Dein Schicksal liegt jetzt in deiner Hand; benütze die Zeit zum Lernen!

Und nun Ferien! Auf Wochen wieder daheim im Elternhause, im Geschwisterkreise! Wer es an sich selbst erfahren hat, was das heißt, in jugendlichem Alter schon aus dem Elternhause hinaus zu müssen in die Fremde, nur zur Ferienzeit zurückkehren zu dürfen, um ein paar Wochen Heimatluft zu atmen, der kostet jeden Ferientag doppelt aus, der teilt aber auch doppelt die Elternfreude, das selige Gefühl, die Kinder, unser Liebstes, wieder daheim zu wissen in sicherer Hut. Da werden die Ferientage zu Marksteinen — Denkmalen von unangezweifelter Werte.

Freilich ist es für manche Mutter keine geringe Last, all die Sorgen, die in den Tagen der Freiheit noch mehr als sonst für Arbeit sorgen, auf Wochen um sich zu haben. Manchmal seufzt sie wohl auch: „Wenn nur die Ferien erst vorüber wären!“ Aber das sind „Stoßseufzer“ des Augenblicks, wenn der Kopf warm und die Hände, die für so viele auf einmal sorgen sollen, müde werden. Aber

dennoch, die echte, rechte Mutter, die mit den Ehren und für die Ehren lebt, wird die erste sein, die trauert, wenn die Ferien „schon“ zu Ende sind, daß sie ihre Lieben wieder hergeben muß. Was tut Mutterliebe nicht alles, welche Opfer bringt sie nicht!

Wie bitter schwer wird es oft dem Vater- und Mutterherzen, unter dem Zwang der Verhältnisse und um des Kindes Besten willen daselbe fortgeben zu müssen und in Erziehungs- instituten und Pensionen fremden Händen anzuvertrauen. Auch das bestgeleitete Institut kann niemals die geordnete, christliche Familie ganz ersetzen. Wie oft sehnt sich das Eltern- herz in banger Sorge um die ferneren Kinder und fragt in bangem Fagen, ob all der gute Same, den treue Elternhand gesät hat, dort draußen in der Fremde unter anderen Ein- flüssen, über die wir keine Macht haben, nicht verkümmern, sondern zu einer gedeihlichen Saat aufgehen wird. Für alle die Eltern und Kinder, für die sie die Vereinigung nach langer Trennung bedeutet, hat die Ferienzeit eine noch viel höhere Bedeutung, als für jene, von denen ich oben sprach.

Mit welchen Erwartungen, mit welchen Hoffnungen sehen die Eltern dann den Heim- kehrenden entgegen. Wenigstens auf Wochen sollen die Kinder nun wieder ihnen ganz ge- hören, und diese Wochen sollen dazu dienen, da, wo sich die Bande zwischen Elternhaus und Kinder gelockert haben, sie wieder eng und fest zu knüpfen. Wie vieles, was sich brieflich nur schwer aussprechen ließ, soll da im Verkehr von Mund zu Mund nachgeholt werden! Ueber wie vieles will man sich aus- sprechen, so daß man meint, daß die kurzen Wochen dazu gar nicht ausreichen werden.

Und wie für die Eltern, so hat für solche Kinder die Ferienzeit eine doppelte Bedeutung. Da fühlt das in der Fremde lebende Kind auf Wochen wieder, daß es noch ein Heim hat, wo treue Elternliebe es schirmt und hütet, eine Zufluchtsstätte, zu der es immer zurück- kehren kann, wo es Trost findet und Ermuti- gung in all den kleinen und großen Nöten, wie sie auch schon die Jugendzeit mit sich bringt. Da schlägt das Kindesherz aufs neue wieder Wurzel im Heimatboden und saugt daraus neue Kraft und Stärke. Es ist un- endlich viel wert, wenn unsere Kinder nach Schluß der Ferien mit dem Bewußtsein von uns ziehen: Ich habe noch eine Stätte, wo ich Raft, Trost und Verständnis finde für alles, was mich drückt, wo ich mir Rat holen kann, wenn ich nicht mehr ein noch aus weiß.

Wer in solchem Sinne die Ferienzeit nicht mehr als eine willkommene Abwechslung des alltäglichen Betriebes ansieht, sondern als eine Frist, die uns geschenkt ist, unserer Kinder froh zu werden und unsere Kinder des Elternhauses froh werden zu lassen, der wird aus diesen Wochen den wirklichen Feriensegen mit hinweg- nehmen und froh und frisch gestärkt wieder an die Arbeit gehen und die Pflichten des Tages auf sich nehmen.

Gesundheitspflege.

Heiße Speisen.

Es gibt viele Leute, die bei den regel-

mäßigen Mahlzeiten die Speisen nicht heiß genug auf dem Tische haben können. Eine Suppe, in der man den Finger beim Hinein- tauchen rot verbrannt wieder herausziehen würde, schlürfen sie mit größtem Behagen hinunter. Ähnlich ist's mit den anderen Speisen. Diese üble Gewohnheit des zu heiß Essens mag verschiedene Ursachen haben. Einmal ist die Angewöhnung an sich in Be- tracht zu ziehen. Weiter liegt die Schuld darin, daß heutzutage fast alle Speisen ge- kocht werden, nicht einmal das Obst wird roh genossen, obwohl es in frischem Zustande doch am besten ist. Durch das Kochen ver- lieren aber die Nahrungstoffe im allgemeinen genommen, ihren ursprünglichen kräftigen Geschmack, ihre wahre Würze und ihre wirk- liche lebendige Kraft.

Zunge und Gaumen aber merken diesen Ausfall wohl, sie haben keinen Gefallen an dem verminderten angenehmen Geschmacksreiz der gekochten Speisen, darum wollen sie dieselben kräftig gewürzt und in heißem Zustande zum Ge- nießen haben. Dann abgesehen von der kräf- tigeren Wirkung der Gewürze, kommt auch der Rest von natürlicher Reizkraft auf den Geschmack bei gekochten Speisen im heißen Zustande noch mehr zur Geltung, oder auch der natürliche Erregungswert der Wärme ersetzt dem solche Speisen Genießenden für den Geschmack in etwa das, was durch das Kochen verloren gegangen ist. Mag dem aber sein, wie ihm wolle. Das Hinunterschlucken von allzuheißen Speisen ist eine üble Ge- wohnheit, die abzustellen wir nur jedem den guten Rat geben können.

Die Speisen warm zu nehmen, ist gerecht- fertigt, besonders unter unsern Himmelsstrichen, wo es in der Regel 3 Vierteljahre Winter oder doch kühles Wetter gibt. Auch beträgt ja die innere Körperwärme immer gegen 37° C und es ist daher der Natur nicht unent- sprechend, wenn man seine Nahrung im Zustande einer gewissen Erwärmung zu sich nimmt. Auch wirken warme Speisen überhaupt anregend auf die Verdauung.

Im heißen Sommer aber könnte man besser die Speisen ohne Vorwärmung zu sich nehmen. Nervöse Personen die gegen jeden größeren Reiz empfindlich sind, essen zum Beispiel lieber kaltes Fleisch als warmes und fühlen sich wohler dabei.

Wie es aber für Magen und Gedärme nur von Schaden wäre, wenn man unter gewöhn- lichen gesunden Zuständen ganz eiskalte Es- waren hinunterschlucken wollte, ebenso ist es zu verurteilen, heiße und überheiße Speisen zu verschlingen.

Sind sie kochendheiß, so kann Verbrennung des Schlundes und Magens und plötzlicher Tod eintreten. Sind sie nur überheiß oder überwarm wollen wir sagen, wie viele ge- wohnheitsmäßig ihre Mahlzeit verzehren, so ist eine Blutüberfüllung der Blutgefäße des Magens die regelmäßige Folge. Mit der Zeit treten hiedurch allerlei Störungen zu Tage. Die schlimmste Folge aber, die man heutzutage sehr oft beobachten kann, ist die, daß mit der Zeit der Magentrebs, ein schreck- liches und kaum durch operativen Eingriff

zu heilendes Uebel eintritt. — Der Magent-rebs entwickelt sich nämlich mit der Zeit an Stellen der Magenwände, die durch über- mäßige Belästigung durch heiße Speisen em- pfindlich oder wund geworden sind. Auch Magengeschwüre entstehen auf diesem Wege leicht und auch sie zählen zu den schwersten und qualvollsten Erkrankungen. Zum mindesten riskiert man, wenn man regelmäßig zu heiß seine Speisen verschlingt, eine sich allmählich entwickelnde Verdauungsschwäche, die denn auch ein dauerndes Siechtum im Gefolge hat. Merke Dir also die General- regel: Esse nicht zu heiß, genieße Deine Mahlzeiten nur in mäßig warmem Zustande, und wo es angeht, sogar kalt. Die ewige Verzärtelung mit dem warmen und heißen Essen beeinträchtigt nämlich auch die gesunde Frische des Nervenlebens und macht den Or- ganismus schwach und träge. Auch hier muß man der Menschheit zurufen: „Zurück zur Natur!“

Für Haus und Küche.

Einmachsuppe. Ein Stück Butter von der Größe eines halben Eies wird zerlassen, beiläufig 2 Löffel Mehl hineingerührt, gelb anlaufen gelassen, von Suppe aufgegossen, dann fein abgerührt. Hierzu gibt man etwas Majoran, passiert es vor dem Anrichten und sprudelt es mit einem Dotter ab. In die Suppe gibt man dann in Schmalz gebackene, blättrig geschnittene Semmel.

Erdäpfelsauce mit Gurken. 2 Eßlöffel voll feingeschnittenen Speck läßt man mit etwas Zwiebel und 1 Löffel voll Mehl an- laufen, gießt Essig und Wasser darauf und dünstet in diesem eine Kasserolle voll roh ge- schälter, geschnittener Erdäpfel, eine fein ge- schnittene Salzgurke und etwas Pfeffer. Weich- gekocht, gibt man diese Sauce gern zu Lamm- fleisch.

Kartoffel = Wanneln mit Madeln. Zu einem Abtrieb von 5 Deka Butter, 3 Dottern, 5 Deka Zucker mit Limonengeruch gibt man eine Handvoll mit Obers befeuchteter Brösel, 5 Deka feingeschnittene Mandeln, bei welchen einige bittere sind, und 3 passierte Kartoffeln und bäckt es in kleinen Formen.

Für den Landwirt.

Der gemeinschaftliche Betrieb des Kleinwaldbesitzes.

Referat des Herrn Forstkontrollors Viktor Char- wat bei der Hauptversammlung des land- und forstwirtschaftlichen Vereines am 12. Mai in Oberplan.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1878 wurde für Oesterreich ein Gesetzentwurf über „Waldgenossenschaften“ ausgearbeitet; aber an der Bestimmung der zwangsweisen Uebernahme der Verwaltung durch den Staat scheiterte die Durchführung. Es wäre bei uns wohl an der Zeit, der Frage der Waldgenossenschaften gesetzlich in ähnlich intensiver Weise nahezutreten, wie dies in Preußen der Fall ist, wo bereits in dem Waldschutzgesetze vom Jahre 1875 aus- führliche Bestimmungen über die Waldge- nossenschaften getroffen wurden.

Eine besonders wichtige Bedeutung gewinnt bei uns die Frage der genossenschaftlichen Organisation in forstlicher Beziehung durch die von der Gesetzgebung beabsichtigte Schaffung land- und forstwirtschaftlicher Berufsgenossenschaften. Bekanntlich hatte bereits am 10. Oktober 1893 die Regierung im Abgeordnetenhaus eine solche Vorlage eingebracht in Verbindung mit einem Gesetzentwurf über die Errichtung von Rentengütern. Letzterer fand aber eine zahlreiche Gegnerschaft, so daß die Regierung beide Vorlagen wieder zurückzog. Anfangs 1896 wurde vom Ackerbauminister Grafen Ledebur die Vorlage betreffs der berufsgenossenschaftlichen Organisation wieder eingebracht, die jedoch wegen der parlamentarischen Wirren nicht zur Erledigung kam. Ähnliches wiederholte sich noch mehrmals; erst der im Jahre 1901 eingebrachte Entwurf fand seine verfassungsmäßige Erledigung und wurde zum Gesetze vom 27. April 1902, R.-G.-Bl. Nr. 91, erhoben.

Mag man über die Art und Durchführung dieser auf Zwang beruhenden Genossenschaften verschiedener Meinung sein, im Prinzipie jedoch wird man allseits eine berufsgenossenschaftliche Organisation der Forst- und Landwirtschaft nur wärmstens begrüßen können; erhalten doch die Land- und Forstwirtschaft denjenigen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung, den sie bisher entbehrten.

Das genannte Gesetz weist den zu schaffenden Berufsgenossenschaften unter anderem folgende Aufgaben zu: 1. Die Vermittlung der von der Genossenschaft in ihrem Betriebe benötigten land- und forstwirtschaftlichen Bedarfsartikel; 2. die Vermittlung des Verkaufes der land- und forstwirtschaftlichen Produkte der Genossenschaft, insbesondere auch zur Versorgung des Heeresbedarfes; 3. die Anregung zur Bildung und Förderung, sowie die Beaufsichtigung von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zur Errichtung von Magazinen und Speichern für die Lagerung und den gemeinsamen Verkauf landwirtschaftlicher Produkte, dann zur Errichtung von Flachsbrechhäusern, Kellereien, Sennereien, Backhäusern und anderen für die gemeinsame Verarbeitung und Verwertung landwirtschaftlicher Produkte bestimmte Unternehmungen. — Wie ersichtlich, sind diesen Berufsgenossenschaften keine erwerbswirtschaftlichen Aufgaben zugewiesen; bezüglich des Ankaufes der von den Genossenschaften benötigten Bedarfsartikel und des Verkaufes der erzeugten Produkte ist ihnen lediglich eine Vermittlungstätigkeit gestattet, keineswegs aber eine wirtschaftliche Tätigkeit auf eigene Rechnung. Nach dem früheren Entwurfe des Berufsgenossenschaftsgesetzes von 1893 konnten diese Berufsgenossenschaften selbst Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, also erwerbswirtschaftliche, mit Risiko verbundene Unternehmungen betreiben; heute ist ihnen dies aber untersagt; heute können sie solche bloß anregen und unterstützen.

Maßgebend war hierfür die Rücksicht, daß das Zwangsprinzip, auf welchem diese Berufsgenossenschaften aufgebaut sind, mit

der Zuweisung erwerbswirtschaftlicher, Verlustgefahr tragender Aufgaben nicht vereinbar ist. Während eine umfassende Interessenorganisation, wie es die Berufsgenossenschaften sind, des Zwanges nicht entbehren kann, ist dieser unhaltbar, sobald es sich um wirtschaftliche Vereinigungen handelt. In den Berufsgenossenschaften verkörpert sich das Prinzip der berufsständigen Interessenvertretung; umfassende und für die Mitglieder der Genossenschaften nützliche wirtschaftliche Aufgaben werden sie nur ausnahmsweise zu lösen vermögen. Wo ihnen die einzige, einen materiellen Nutzen tragende Aufgabe, Einkauf von Bedarfsartikeln und Verkauf der Produkte, in der vom Gesetze vorgeschriebenen Form nicht zu leisten möglich ist, wird man eben daran gehen müssen, selbständige Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften zu gründen, die allerdings nicht auf dem Prinzip des Zwanges, sondern auf dem der Freiwilligkeit aufgebaut sein werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Gegen Schwamm in Gebäuden wird Petroleum empfohlen. Man bestreicht oder besprüht die mit Schwamm ergriffenen Partien. Hiervon werden diese Stellen dunkelbraun oder schwarz und der Schwamm fällt in kurzer Zeit ab. Petroleum verflüchtet sich nach einiger Zeit und dann verschwinden auch die dunklen Stellen wieder.

Das Kartoffelkraut ist wegen seines Kaligehaltes ein wertvoller Wiesendünger und kann gleich nach der Ernte auf die Wiesen gefahren und gebreitet werden. Das Kali wird durch die Winterfeuchtigkeit ausgeaugt und der Wiese zugeführt und das auf der Wiese liegende Kraut schützt die Gräser auch gegen die Winterkälte.

Krumm gewordene Hölzer, wie z. B. Küchenbretter u. s. w. ziehen sich wieder gerade, wenn man sie zwischen zwei Lagen feuchter Tücher legt und sie 24 Stunden dazwischen liegen läßt. Sie nehmen dann so viel Feuchtigkeit an, um wieder die richtige Form zu erhalten.

Glacehandschuhe zu reinigen. Man bedarf dazu ein wenig frischer Milch, ein Stückchen braune Seife und ein reines Handtuch, das drei- oder viermal zusammengelegt ist. Man breitet auf dem Tuche die Handschuhe glatt aus, nimmt ein Stückchen Flanell, taucht es in die Milch, streicht es mit Seife und reibt damit die Handschuhe gegen die Finger. Dies macht man, bis die Handschuhe rein sind und dieselben, wenn ihre Farbe ursprünglich weiß ist, ein dunkles Gelb zeigen; wenn sie aber farbig waren schwarz aussehen. Dann hängt man sie zum Trocknen auf und man wird finden, daß sie fast wie neu aussehen.

Fensterscheiben zu reinigen. Durch Anwendung von Bürsten und kräftiges Scheuern mit groben Lappen werden die Glasscheiben leicht zerkratzt; wenn man sie aber, so schreiben die „Neuesten Erfind. und Erfahr.“, mit scharfem Essig oder verdünnter Salzsäure benetzt, so werden die grauen,

matten Stellen, welche sonst gar nicht weichen wollen, verschwinden und nach Abspülen mit reinem Wasser wieder rein und durchsichtig erscheinen.

Seidelbeerflecken zu entfernen. Dieselben sind leicht aus den Stoffen zu entfernen, wenn man sie mit weichem Wasser anfeuchtet und in einiger Entfernung einen angezündeten Schwefelsaden darunter hält. Der Fleck ist sogleich verschwunden und kann dies Verfahren bei allen Obstflecken mit Erfolg in Anwendung gebracht werden. Nur ist selbstverständlich große Vorsicht bei dem Schwefeln zu empfehlen. Auch sind nicht alle Farben geeignet, diese Reinigung anzunehmen und ist es daher ratsam, bei fraglichen Stoffen oder Farben erst einen Versuch mit einem Probestückchen zu machen. Auch weiße Johannisbeeren können zur Reinigung von Obstflecken angewendet werden und haben sich schon oft erfolgreich gezeigt; sind die Flecken ganz frisch, so dürfte auch kochende Milch oder heißer Branntwein als Reinigungsmittel sich empfehlen. In Weißzeug, wo keine Rücksicht auf Farbe zu nehmen ist, wird Wasser mit Zitronensäure vermischt, oder Eau de Javelle zum Entfernen der Obstflecken benützt. Wollstoffe jedoch, von denen man sich überzeugt hat, daß sie Farbe halten, werden mit verdünntem Salmiakgeist oder auch mit Sodawasser von Obstflecken befreit.

Buntes Allerlei.

Deutlich.

Baron Alfred: „Gestatten Sie mir, lieber Onkel, daß ich Ihnen mal ein Zahlenrätsel aufgabe?“ — Onkel: „Gewiß, Herr Neffe.“ — Baron Alfred: „Ich nehme also an, Sie haben 1000 Mark in der Brieftasche, und ich bitte Sie, mir 500 davon zu leihen, wieviel bleibt dann noch in Ihrer Tasche?“ — Onkel: 1000 Mark, Herr Neffe!“

Hochmodern.

Ein Herr kam zu einem Flickschneider und sagte: „Herr, ich bin eben gestürzt und habe mir Paletot und Beinkleid arg beschädigt! Würden Sie den Schaden wieder heilen können?“ — Flickschneider: „Hoffe zuversichtlich, bitte nur den Patienten in meine Toilette-Klinik zur Behandlung zu senden.“

Rettung.

Der Sezer eines im Wilden Westen erscheinenden Blättchens kam in das Sanktum des Eigentümers und Herausgebers und sagte: „Draußen steht ein Tramp, der erklärt, er habe seit sechs Tagen nichts gegessen.“ — Wie elektrisiert sprang der Herausgeber in die Höhe. „Hole ihn herein, Jimmie!“ rief er, „wenn der Kerl uns sagt, wie er das fertig gebracht hat, können wir die Zeitung weitere sechs Tage erscheinen lassen.“

Fatale Verwechslung.

Der Baron von W. war sehr schwerhörig. Einst fragte ihn der Fürst v. A., wie sich seine Gemahlin befinde. Der Baron verstand: wie er sich befinde und entgegnete, von öfterem Husten, woran er heftig litt, unterbrochen:

Nicht sonderlich; ich wende alles an, um mir die Plage vom Halse zu schaffen, aber ich werde mich wohl bis an das Ende meiner Tage damit herumschleppen müssen."

Die höchste Steigerung.

In der Schule erklärte der Herr Lehrer die drei Steigerungsgrade. Lehrrr: "Hoffentlich habt ihr jetzt die drei Steigerungsgrade begriffen! Also: schön, schöner, am schönsten; schwer, schwerer, am schwersten u. s. w. Steigere einmal das Wort "leer," Fritschen." — Fritschen: "Leer, leerer — " — Lehrer: "Nun mein Sohn, wie heißt der höchste Grad?" — Fritschen: "Der Herr Oberlehrer!"

Spruch für Handwerker.

Ein "Meister" heißen ist nicht schwer, Ein Meister sein, dagegen sehr! Wer wirklich will ein Meister sein, Der bilde es sich nicht bloß ein; Der lerne tüchtig rechnen, schreiben, Von früh bis spät beim Leisten bleiben Und "Soll und Haben" recht benennen. Dann schau' er auf Gesetz und Recht, Behandle Bub' und G'selle recht Und auch die Kundschaft fein manierlich, So steht der Titel "Meister" zierlich.

Mit gesenktem Haupte.

Ein Engländer, der beim König Thibau in Birma Audienz hatte, erzählt: "Wir gelangten, nachdem wir uns vor dem Betreten der Treppe unserer Schuhe entledigten, in eine von vergoldeten Säulen getragene Halle und passierten in dieser ein doppeltes Spalier birmanischer Soldaten, alle mit aufgepflanztem Bajounnett und barfuß. In den nun folgenden Gemächern harrete unser eine echt birmanische Ueberraschung. Aus dem Fußboden ragten nämlich dicht gedrängt eine Unzahl gespitzter Nägel heraus, so daß wir statt die Herrlichkeiten zu bewundern, vorsichtig bei jedem Schritte unser Terrain suchen mußten. Man erzählte uns nachher, es sei diese Maßregel von altersher üblich, damit die Untertanen des "Herrn der Lande und Meere" genötigt wären, sich mit gesenktem Haupte ihrem Gebieter zu nähern.

Das Vermögen.

Pfarrer: "Aber lieber Martin, müßt Ihr Euch denn immer mit Eurem Weibe streiten! Daß Ihr Euch doch gar nicht ver-

tragen könnt." — Martin: "O mei, Herr Pfarrer, wissen S', es tut halt nie gut, wenn zwei zusammen heiraten, wo eins das Geld mitbringt, — da gibt's ewige Vorwürfe!" — Pfarrer: "Nun, wer von Euch hat denn das Vermögen in die Ehe mitgebracht, Ihr oder Eure Frau?" — Martin: "Ich hab nig gehabt, aber mei Alte — zehn Mark!"

Zu gehorsam.

Baron v. N. hat zwei Herren zu Tische geladen. Als der Diener mit einer Schüssel erscheint, fragt er: "Was ist das?" — "Das ist Huhn, Herr Baron!" — "Du mußt noch viel lernen," belehrte der Baron seinen Diener nach dem Weggang der Gäste. "Warum sagtest Du: 'Das ist Huhn'? Du hast mir damit wenig Ehre gemacht. Gewöhne Dich daran, in solchem Falle künftig die Mehrzahl zu gebrauchen, es klingt doch viel besser, wenn Du sagst: 'Das sind Hühner!'" — Als der Baron wieder einige Freunde bewirtet, richtet er an den mit einer Schüssel hereintretenden Diener dieselbe Frage: "Was ist das?" — Mit schlauem Augenblinzeln nach den Gästen hin erwidert Jean: "Das sind Kinder, Herr Baron!"

Lustige Gde.

Ein Zweikind. Vater: "Aber Hugo, dein Zeugnis weist ja wieder in drei Fächern die Note III—IV auf! Das ist ja entsetzlich!" — Der kleine Hugo: "Du mußt das nicht so tragisch nehmen, Papa!"

Krämer (zum Jungen, der einen Topf Sirup bei ihm geholt hat): "Nun, wo hast du denn s' Geld?" — "s' Geld wär' im Toppe, hat meine Mutter gesagt."

Der Modeschneider: "Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wer hat dieses Kleid gemacht?" — Die Frau Kommerzienrätin: "Ich habe es von meinem Bruder geschenkt bekommen; wenn ich nicht irre, ist es von einem gewissen Furore." — "Wie? Furore?" — "Ja wohl; überall, wo ich hintam, sagte man mir nachher, dieses Kleid hätte entschieden Furore gemacht."

Unter Freundinnen. Ella: "Was würdest du geben, solch schönes Haar zu haben wie ich?" — Hedda: "Ich weiß nicht. Wieviel hast du denn gegeben?"

Sein Fehler. Ein Vater zieht Erkundigungen ein über seinen zukünftigen Schwiegersohn. — "Er hat eigentlich nur einen Fehler. Er versteht nicht zu spielen." — "Aber das ist doch eher ein Vorzug, als ein Fehler!" — "Er spielt aber leider trotzdem."

Die Rechnung. A.: "Leih mir, bitte vier Mark." — B.: "Ich werde dir zwei Mark leihen; dann verliert jeder die Hälfte."

Ausreden lassen! Gast: "Ich bedauere, nicht schon vor acht Tagen hier gegessen zu haben." — Kellner: "Es freut mich, daß Sie so zufrieden sind." — Gast: "Ich meine nur wegen des Fisches, der war damals gewiß noch frisch."

Rätsel-Aufgaben.

Quadraträtsel.

A. B.

A A A L Himmelsgewölbe
N N N O Gebiet
R R U U Fluß u. Stadt
E E Z Z wirklich

Rebus.

A. B.

b

fell

Rätsel.

Gern läßt du dir in Lied und Wort,
Gern auch in Geld mich dir gewähren.
Nun wirf die erste Letter fort:
Auf Bäumen wachst ich dann und Mehren
Dort deinen Blick mit Grün ergözend,
Hier arm und reich mit Nahrung lebend.
Noch eine weg, bald läßt du mich
Als schönste aller Süßigkeiten
In deinen Leib, bald leicht im Strich
Den eignen Leib darübergleiten.
Ließ du mich jetzt von hinten her,
Bin ich nicht ich, noch du, noch er.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. (Diamanträtsel.)

M
N I L
M A N N A
M I N E R A L
L E R I N
M A I
L

2. (Ziffernrätsel.)

Gegend, Arche, Sucht, Tugend, Faß, redlich,
edel, unger, Richte, Dunst, Lauge, Irrlicht,
Chirurg.
Gastfreundlich.

Auf folgende Rätsellöser enthielten Preise durch das Los: Hochw. Joh. Böhner, Preßburg; Anton Gaisbauer, Markus (Böhmerwald) Peter Ruen, Tifens (Tirol).

Lyra-Fahrräder
Bestes deutsch. Fabrikat
Billigste Preise
3 Jahre Garant. Probesend. sofort
Zollfrei ab österreichischer
Preis. umsonst. Vertr. gesucht.
Richard Ladewig
Prenzlau
Postfach No. 236

Erstes einziges christliches Bettfedernversandgeschäft in Deschenitz.



Anerkannt billige und reelle Bezug quelle für böhmische Bettfedern.

1 Kilo neue, graue, geschliffene Bettfedern K 2, halbweiße K 2-80, weiße K 4, bessere K 6, Herrschaftschleiß, schneeweiß K 8, Daunengrau K 6-7, weiß K 10, Brustflaum K 12, Raife. flaum K 14, von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten aus dichtfüdigem rotem, blauem, gelbem oder weißem Nanjing (Zulett) 1 Tuchent 170 cm lang 118 cm breit samt 2 Kopfpolster, 80 cm lang, 58 cm breit, genügend gefüllt mit neuen grauen dauerhaften Bettfedern K 16, Halbdauen K 20, Daunen K 24, Tuchent allein K 12-14 u. 16, Kopfpolster allein K 3-3.50 u. 4, ferner Unterbetten und Kinderbetten l. Preisliste versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10 an franko Josef Blahut in Deschenitz, 140, Böhmerwald. Nichtpassendes umgetauscht od. Geld retour. Ausf. Preisliste grat. u. frank.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre
„Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete d. Bekämpfung sämtlicher Gemüts- und
Nerven.
leiden“, wie Nervosität, Schweißmut, Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnschw., Epilepsie. Grat. u. fco. zu bez. d. Apoth. P. Bässgen i. Dortmund. 188

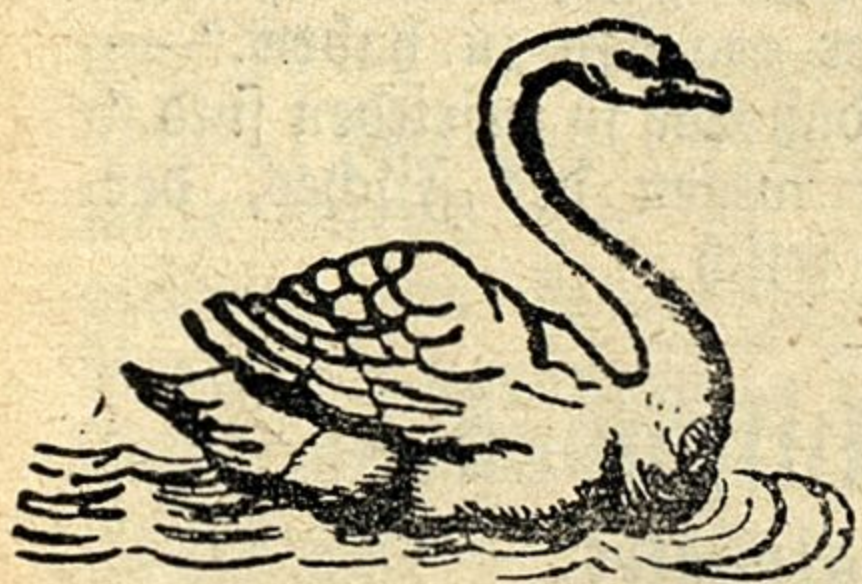
== Dankbarkeit. ==

Teile jedem unentgeltlich mit, wie ich und meine Mutter von unseren jahrelangen Beinleiden befreit worden sind.

Frau verw. Jentsch

Niedermies a. Chemnitz i. S.

Beste böhmische Bezugsquelle! Billige Bettfedern!



1 Kilo neue, graue, gute, geschliffene K 2, bessere K 2.40; 1 Kilo weiße, geschliffene K 3.60, feine, flaumige K 5.10; 1 Kilo hochfeine, schneeweiße, geschliffene Herrschaftsfedern K 6.40, 8.—; 1 Kilo Daunen (Flaum) grauer K 6.—, K 7.—; weißer, feiner K 10.—, allerfeinster Brustflaum K 12.—; bei Abnahme von 5 Kilo franko.

Fertige Betten

genügend gefüllt, in federdichtem rotem, blauem, gelbem oder weißem Manting, 1 Tuchent 170 cm lang, 116 cm breit mit schönen, grauen, flaumigen Federn K 10.—; mit sehr feinen K 12.—, 14.—; mit feinsten, grauen Daunen K 16.—. 1 Kopfkissen 80 cm lang, 58 cm breit K 2.80, 3.40, 4.—. Versand gegen Nachnahme von K 15.— an franko. Umtausch und Rücknahme franko gestattet, für Nichtpassendes Geld retour.

S. Benisch in Deschenitz Nr. 34, Böhmerwald.



Allein echter Balsam aus der Schutzengel-Apothek des A. Thierry in Pregrada bei Rohitsch-Sauerbrunn.

Gesetzlich geschützt! Jede Nachahmung strafbar!

Allein echt ist nur Thierry's Balsam

mit der grünen Nonnenschutzmarke. 12 kleine oder 6 Doppelflaschen oder 1 grosse Spezialflasche mit Patentverschluss 5 Kronen.

Thierry's Centifoliensalbe

gegen alle, noch so alten Wunden, Entzündungen, Verletzungen etc. 2 Tiegel K 3.60. Versandung nur geg. Nachnahme od. Vorausanweisung. Diese beiden Hausmittel sind als die besten allbekannt u. altberühmt.

Bestellungen adressiere man an:

Apotheker A. Thierry in Pregrada in Rohitsch-Sauerbrunn.

Depots in den meisten Apotheken. Broschüren mit tausenden Original-Dankschreiben gratis und franko.

Billige Bettfedern.

Ein Kilo graue, geschliffene K 2.—; halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima daunenweiße K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—; Daunen: grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—. Von 5 Kilo an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem, rot, blau, gelb oder weißem Inlet (Manting), eine Tuchent, Größe 170x116 cm, samt 2 Kopfpolster, diese 80x58 cm, genügend gefüllt, mit neuen grauen gereinigten, füllkräftigen u. dauerhaften Federn K 16.—, Halbdaunen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, K 14.—, K 16.—, Kopfpolster K 3.—, K 3.50, K 4.—, versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.

Max Berger in Deschenitz Nr. 34, Böhmerwald. Nichtkonvenientes umgetauscht, oder Geld retour. — Preisliste gratis und franko.

Billigste Einkaufsquelle! Handgewebte Leinwand Rasenbleiche

in allen Qualitäten und Breiten. Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zuleits, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirre und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen empfiehlt das

Versandgeschäft
Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.

Wichtig für die Landwirtschaft!

Wer sich vor Schaden durch Raupen, Engerlinge, Blatt- und Blutläuse, Würmer und sonstige Schädlinge bewahren will, verwende im Obst- und Gemüsegarten nur

Fichtenin.
Jungvieh, als Kälber, Ferkel, Füllen, werden von der Viehlaus am raschesten und radikalsten befreit nur durch

Fichtenin.
Pferde und sonstige Haustiere, welche der Fliegen- und Gelsenplage ausgesetzt sind, werden bei Anwendung des

Fichtenin
von diesen Insekten nicht mehr belästigt. Die Beseitigung jedweden Ungeziefers aus den Stallungen kann nur mit

Fichtenin
gründlich erreicht werden.

Fichtenin ist vollkommen giftfrei. Prospekt und Bezugsquellenangabe durch

I. österr.-ung. Fichteninwerke
in Troppau.

Verlangen Sie gratis

und franko meinen großen, reichillustr. Hauptkatalog mit über 3000 Abbildungen aller Arten Nickel-, Silber- und Golduhren, sowie alle Gattungen solider Gold- und Silberwaren, Musikinstrumente, Stahl- und Lederwaren etc. zu Original-Fabrikpreisen.

- | | |
|--|-------|
| Nickel-Remontoiruhr | K 3.— |
| System Roskopf-Patentuhr | 4.— |
| Schweizer Orig.-System-Roskopf-Patent | 5.— |
| Registrierte „Adler-Roskopf“-Nickel- | |
| Remontoiruhr | 7.— |
| Silber-Remontoiruhr „Gloria“-Werk | 8.40 |
| Silber-Remontoiruhr, Doppelmantel | 12.50 |
| Russische Metall-Tula-Zyliner-Remontoiruhr mit | |
| „Luna“-Werk, Doppelmantel | 10.50 |

Weckeruhr K 2.90, Küchenuhr K 3.—, Schwarzwälderuhr K 2.80, Kuckuckuhr K 8.50. — Für jede Uhr 3 Jahre schriftliche Garantie! — Kein Risiko! Umtausch gestattet oder Geld retour!

Erste Uhrenfabrik in Brüx HANNS KONRAD,
k. u. k. Hoflieferant in Brüx, Nr. 1526, Böhmen.



L. Luser's Touristenpflaster.

Das beste und sicherste Mittel gegen Hühneraugen, Schwielen etc.

Haupt-Depôt:

L. Schwenk's Apotheke, Wien-Meidling.

Man verlange **Luser's** Touristenpflaster zu K 1.20.

Zu beziehen durch alle Apotheken.



Billige böhmische Bettfedern!

5 Kilo neue gute geschliffene staubfreie K 9.60; 5 Kilo bessere K 12; 5 Kilo weiße daunenweiße geschliffene K 18—26; 5 Kilo schneeweiße daunenweiße geschliffene K 30—36; 5 Kilo Halbdaunen K 12, 14.40, 18; 5 Kilo schneeweiße daunenweiße ungeschliffene K 24—30 Daunen (Flaum) à K 3.60, 4.80, 6, 6.60 per 1/2 Kilo.

Versand franko per Nachnahme.

Umtausch u. Rücknahme gegen Porto vergütung gestattet. Bei Bestellungen bitte um genaue Adresse.

Benedikt Sachsel, Lobes 2,
Post Pilsen, Böhmen.